DER OBERSCHLESIER



MONATSSCHRIFT FÜR DAS HEIMATLICHE KULTURLEBEN

3

13. JAHRGANG 1931

Herausgegeben von Karl Sczodrok-Oppeln, Provinz Oberschlesien

Organ der Arbeitsgemeinschaft für Heimatpflege und Volksbildung (Oberschlesischer Kulturverband, katholische, evangelische, jüdische Bildungspflege Oberschlesiens, Bund für Arbeiterbildung)

Dem Redaktionsausschuß, der dem Oberschlesierwerk die kulturpolitische Rückendeckung gibt, gehören außer dem Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok-Oppeln, an: Vize-Präsident Dr. Fischer (Vertreter der Behörden), Regierungsdirektor Dr. Reinhold Weigel (Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde und Jugendpflege), Lehrer Cyrus-Gleiwitz (Bund für Arbeiterbildung), Pfarrer Hadelt-Alt-Wette (Verband der katholischen Vereine Oberschlesiens), Oberregierungsrat Klose-Neisse (Evangelischer Volksdienst für Oberschlesien) und Hauptlehrer Eduard Meyer (Oberschlesischer Kulturverband).

Verantwortliche Schriftleitung Karl Sczodrok-Oppeln, Eichendorffstr. 14
Alle Zuschriften, redaktionelle und verlegerische sind an den Herausgeber zu richten.
Den Umschlag zeichnete Paquita Kowalski-Tannert, Breslau.
Den Druck besorgte Erdmann Raabe, Oppeln.
Zahlungen: Postscheckkonto „Der Oberschlesier" Breslau 41382.

Vierteljährlich 3,— RM Einzelheft 1,— RM



Land unterm Kreuz

Lichtbild Max Glauer / Oppeln

Das Erlebnis der oberschlesischen Volksabstimmung

Stimmen aus dem oberschlesischen Volke anläßlich des 10jährigen Gedenkens der Volksbefragung am 20. März 1921

Dargeboten aus den Ergebnissen eines Aufrufes, den der Herr Oberpräsident und der Herr Landeshauptmann der Provinz Oberschlesien, die Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier, der Schutzverband deutscher Schriftsteller, Gau Oberschlesien und „Der Oberschlesier" zeichneten

„Der Oberschlesier", März 1931. 13. Jahrgang 3. Heft

Der Oberschlesier

13. Jahrgang, 3. Heft März 1931

Vom Werden und dem Sinn dieser Blätter

Die Monatsschrift „Der Oberschlesier" ist aus der Abstimmungszeit herausgewachsen und wird es immer als eine ihrer vornehmsten Verpflichtungen empfinden, das Andenken an jene schweren oberschlesischen Schicksalsjahre zu pflegen und an der Lösung der großen grenzlandpolitischen Aufgaben mitzuarbeiten, die seither uns in Oberschlesien bewegen. Nachdem „Der Oberschlesier" in seinem Märzheft 1926 anläßlich des fünfjährigen Gedenkens der oberschlesischen Volksabstimmung unter dem Titel „Fünf Jahre" eine Reihe deutscher Führer aus dem oberschlesischen Abstimmungskampfe zu Worte kommen ließ und weil, wie wir wissen, in diesem Jahre eine Reihe ähnlicher Veröffentlichungen von anderer Seite herauskommen, war für uns die Notwendigkeit gegeben, den Versuch zu machen, das zehnjährige Abstimmungsgedenken in einer anderen und neuen Form zu würdigen.

Die deutsche Arbeit jener Tage ist nicht von einigen Wenigen veranlaßt und gemacht worden, sondern das ganze deutschtreue oberschlesische Volk, durch die entsetzliche Not und Bedrängnis aufgerüttelt und erschüttert bis in seine Tiefen, war Träger dieser Volksbewegung. Es lag also nahe, die Augenzeugen und Mitwirkenden jener Tage, ohne Ansehen der Person, aufzurufen, ihr Erlebnis aus der Abstimmungszeit mitzuteilen.

Dies ist geschehen. Der Aufruf, der sich an die breiteste Öffentlichkeit wandte und der von dem Herrn Oberpräsidenten und dem Herrn Landeshauptmann der Provinz Oberschlesien, den Vereinigten Verbänden heimattreuer Oberschlesier, dem Schutzverband deutscher Schriftsteller, Gau Oberschlesien, und dem „Oberschlesier" unterzeichnet worden war, wurde vor einigen Monaten durch die oberschlesische und deutsche Presse verbreitet. Das Ergebnis ist ein recht erfreuliches. Es gingen gegen 600 Beiträge, mehrere hundert Bilder und Broschüren ein. Die Sichtung und Auswahl nahm der unterzeichnete Prüfungsausschuß vor.

Die Eingänge gaben ein umfassendes und wahrhaft erschütterndes Bild von dem Geschehen jener Schicksalsjahre und sie führten unsere Verpflichtung von neuem eindringlich vor Augen: Was damals, vor, während und nach der Abstimmung, einschließlich der Putschzeit und der Teilung Oberschlesiens unser Volk stritt und litt, ist wert, festgehalten und der Nachwelt überliefert zu werden. Näheres über die Eingänge und die Auswahl für die vorliegende Darbietung bitten wir im Anhang dieses Heftes unter der Überschrift „Alles lebendig, nichts vergessen!" nachzulesen.

Diese ursprünglichen und unverfälschten Berichte und Bilder sind die wahrhaftige Stimme des Volkes, eine Stimme, die sich niemals totschweigen läßt, die vielmehr immer und immer wieder von neuem laut sich meldet, bis endlich doch eines Tages das Unrecht, das man unserer oberschlesischen Heimat durch die Verfälschung der Abstimmung und die unsinnige und brutale Teilung zugefügt hat, wieder gutgemacht wird.

Dr. Reinhold Weigel Georg Schneider Alfred Nowinski

Willibald Köhler Karl Sczodrok Georg Foltin

Es lag — — —

Der verlorenen oberschlesischen Heimat

Von Leo Rinke

Es lag
über meiner Heimat ein
unsichtbarer Sonnenschimmer
und mag
der Himmel auch rauchschwarz sein.

Es klang
in allen Schächten ein
bergmannfrohes Lied. Sang
auch der Räder Kettenmund
drohend mit hinein.

Und heute? —
Verblaßt ist der Schimmer
und das Singen ist aus.

Protest!

Die deutsche Heerschau der 25 000

Volksrat voran. Gewerkschaften und Arbeiterschaft, Beamten und Kaufmannschaft: Sinnbild der Einigkeit des Tages.
In buntem Tuch Post, Eisenbahn und Polizei.
Unter ihren wehenden Fahnen die Innungen, Handwerker und Militärvereine.
Die Jugend bunt und frisch; und grau, ernst und eisern hintenan die Garnison.
So schwenken unter klingendem Spiel die fünfundzwanzig Tausend des Protestumzuges in unaufhörlichem Zuströmen in den weiten Platz ein, den ringsum noch eine unübersehbare Zuschauermenge säumt. Einige besonders Begeisterte sind in die Bäume gestiegen. Dicht um die als Rednertribüne hergerichteten Wagen erwächst ein Wald von Fahnen und im Zuge mitgeführten Schriftplakaten, die alle mehr oder minder deutlich die entschiedene Abneigung gegen die angedrohte polnische Wirtschaft enthalten, einige in drastischen Ausdrücken wie: „Lieber Bolschewist als Pole", hinter denen eine bitterernste Warnung und Drohung steht. Die Kriegsbeschädigten stellen auf ihren Plakaten die berechtigte Frage: „Wer kommt in Zukunft für unsere Knochen auf?" und finden die gewiß nicht abzuleugnende Antwort: „Die Polen gewiß nicht, die geben uns den Rest." Eine Reihe von Aufschriften wendet sich mehr oder minder deutlich an die Adresse unseres guten großen Freundes Wilson, wieder andere fordern in den Worten „Schlesien den Schlesiern" die unteilbare Heimat.
Auf ein Trompetensignal hin geben von den vier Tribünen herab die Redner in packenden Worten dem Ausdruck, was alle Herzen bewegt. Es sprechen der Redakteur, der

Kaufmann, der Lehrer, der Soldat, der Arbeiter; dieser auch in polnischer Sprache. Alle weisen sie auf die Unmöglichkeit der Friedensbedingungen hin und fordern von der Regierung die unbedingte Ablehnung. Die seit 700 Jahren nicht mehr polnische oberschlesische Heimat, die ihre ganze Entwicklung deutscher Art und Arbeit verdankt, darf nicht dem polnischen Imperialismus ausgeliefert werden. Ganz Deutschland wird zum Schutze aufgerufen. Der Entschluß, im Falle des Versagens der Regierung zur Selbsthilfe zu schreiten, reißt die Hände der Zehntausend wie zu einem Schwur in die Höhe, und als ergreifendes Treuegelöbnis brausen aus Arbeiter-, Bürger- und Bauernmunde die Töne des alten Liedes „Deutschland, Deutschland über alles" ...

Was gestern in Danzig geschah und heute in Bromberg und Oppeln, wird morgen und übermorgen in Beuthen, Ratibor und Kattowitz Ereignis werden. Die Erkenntnis ist überall da; aus ihr wird der Wille wachsen und aus dem Willen die Tat. Wird man drüben jenseits des Rheins die Worte nicht hören, so wird das betrogene, verschacherte Volk in den Grenzlanden zum letzten Mittel greifen und die eine Inschrift des gestrigen Zuges wird zur Wahrheit werden:

„Es waffnen sich Arme,
Es ballt sich die Faust,
Ein heiliges Stürmen
In Lüften erbraust —
Vom Oderquell bis zum Ostseestrand:
„Hie deutsches Land!"

Aus den „Oppelner Nachrichten vom 13. Mai 1919. W. K.

Der erste Aufstand

Es war in Schoppinitz, das ja nicht weit von der trockenen Grenze lag. Die Agitation der Polen arbeitete mit allen Mitteln. Der Grenzschutz hatte einen schweren Stand. Eines Montags großer Generalstreik. Raus mit dem Grenzschutz. Es war gelungen, man hatte die Arbeiter soweit gebracht. Am Kirchplatz standen die Arbeiter in dichten Haufen. Es war eine Spannung in der Luft, man wartete, was da kommen sollte. Es ging zu, wie in einem aufgestochenen Bienenschwarm. Ein Ultimatum war an den Platzkommandanten gestellt, bis Mittag 12 Uhr den Ort zu räumen. Ein Straßenbahnwagen kommt mit dauerndem Geschelle langsam vorwärts. Die Volksmenge steht zu dicht gedrängt. Plötzlich ein Tumult um die Straßenbahn. Man hört Schreie — ein Grenzschutzler — alles drängt zu der Straßenbahn, die nicht mehr weiter kann. Nun

spielt sich eine gräßliche Szene ab. Ein junger Grenzschutzsoldat kommt von einem 14 tägigen Urlaub zurück und weiß gar nicht, wie weit die Hetze das Volk schon gebracht hat. Das Schicksal hat ihn ereilt. Von der Menge aus der Straßenbahn herausgerissen, schlägt alles auf ihn ein. Auf ihn entlädt sich die aufgestachelte Volkswut. Ein Paket, das ihm die Mutter liebevoll gepackt hat, wird von den Frauen, die sich wie Hyänen gebärden, aufgerissen. Ein paar wollene Socken, ein Hemd und eine Flasche Milch, sowie ein Päckchen Kuchen sind ihre Beute. Da lag er nun tot — fast zur Unkenntlichkeit zerschlagen, mitten auf dem Platz. Wie oft kam einer und trat ihm mit dem Absatz in's Gesicht. Einige, die die Menschlichkeit noch nicht ganz abgestreift hatten, trugen ihn in eine Ecke. Nun hatte man erst Blut gerochen. Jetzt kam Schlag auf Schlag. Plötzlich waren Bewaffnete da. Es begann eine regelrechte Belagerung der einzelnen Standquartiere. Ein dicker Fleischermeister in aufgestreiften Hemdsärmeln, der dickste Mann der Umgegend — spielte den Anführer. Die Bewaffneten liefen gegen das Standquartier vor, gaben einige Schüsse in die Fenster ab, und rannten, was sie rennen konnten, wenn das Feuer erwidert wurde. Doch Nachmittag um 2 Uhr kam die „Weiße Fahne" heraus. Mangel an Munition war der Verderb. Nun zogen die Aufständischen zu den Schlafhäusern, um die ein schwerer Kampf tobte. Doch dort hielt sich der Grenzschutz bis in die Abendstunden. Man riß den Grenzschutzsoldaten die Uniform buchstäblich vom Leibe, und die Frauen, die auch überall dabei waren und sich oft schlimmer gebärdeten als die Männer, plünderten das übrige. Am Abend zog ein gar trauriger Zug durch die Straßen, den ich nie vergessen werde. Deutsches Militär, halb bekleidet, von halbwüchsigen Burschen, die mit einer Hand das Gewehr und mit der anderen die Hosen hielten, weil sie den Leibriemen, den sog. „Passek", als Gewehrriemen benützten, abgeführt. Die Rufe „Tür zu", „Fenster zu", hallten durch die Straßen. An einem Fenster sah man ein Gesicht vorbeihuschen, und schon knallte es in's Fenster hinein. — Hinüber über die Grenze nach Polen sollte es gehen. Aber die waren vorsichtig drüben, und ließen niemand hinein. Im strömenden Regen ging es zurück. Es war ein schweres Gewitter aufgezogen. Der Regen brachte die erlösende Spannung und Abkühlung.

Nun war Aufstandsherrschaft. Alles, was irgendwie deutsch-verdächtig war, wurde drangsaliert. Prügelkommissionen zogen durch die Straßen. In Eichenau wird schwer gekämpft. Der Grenzschutz versucht von Kattowitz aus mit Panzerzug vorzudringen. Auch an der Chaussee tobt der Kampf. Die Aufständischen haben sich in den Halden festgesetzt. Drei Tage dauert der Kampf. Tag und Nacht hört man den Kanonendonner und das Knattern der Maschinengewehre. Vom Kriege hat Oberschlesien nicht viel gehört. Nun erlebt es den Krieg. Am dritten Tage endlich kam die Erlösung. Dem Panzerzug war es geglückt, nach Schoppinitz hineinzukommen. In den Straßen

ging der Kampf noch weiter, aber die meiſten der Aufſtändiſchen waren über die Grenze entflohen. In einem Hauſe hatten ſich 7 Mann in einem Keller verſteckt. Auf Anruf des Grenzſchutzes kamen 6 Mann unbewaffnet heraus, der ſiebente hatte das Gewehr noch in der Hand. Für den dicken Fleiſcher war es die größt Strafe, daß er mit erhobenen Händen im Dauerlauf nach Myslowitz laufen mußte.
Das waren einige traurige Bilder aus dem erſten Putſch. Doch er ſollte nicht der letzte ſein. Die nächſten brachten noch viel ſchlimmere Leiden über unſere Heimat.

Kurt Rother.

Die deutſchen Truppen rücken ab

Der Vorabend des 4. Februar 1920 war da. Ein endloſer Fackelzug bewegte ſich durch die Straßen unſerer Stadt zum Marktplatz. Es galt, unſeren Feldgrauen Lebewohl zu ſagen für lange Zeit, vielleicht für immer. Vereine und Schulen, ungezählte Männer, Frauen und Kinder drängten ſich, um die Abſchiedsſtunde mitzuerleben, die unter dem dunklen, ſternloſen Nachthimmel uns zum letzten Male mit unſeren Soldaten vereinte. Die alten deutſchen Vaterlandslieder wurden von der Menge mit einer wohl ſelten erlebten Begeiſterung geſungen, deutſche Militärmuſik erfüllte noch einmal unſer Städtchen mit ihren Klängen. Als man dann auseinanderging, fühlte man von jetzt ab ſind wir vogelfrei.
Am anderen Morgen in aller Frühe ſammelte ſich die Truppe auf dem Markt zum Abmarſch. Mit Blumen und Zweigen wurden Mann und Roß und Wagen von der zurückbleibenden Bevölkerung geſchmückt, manches Geſicht legte ſich in kummervolle Falten, und ernſt blickten die Soldaten drein, als ſie ſich in Marſch ſetzten. Was nur Zeit und geſunde Beine hatte, begleitete den Zug, voran wir Schuljungen, bis vor die Stadt. Als wir dann umkehrten, da war es ſo unheimlich leer auf den Straßen, daß ein gewiſſes Grauen ſich in unſer Gemüt ſchlich. Nie werde ich vergeſſen, wie ich dann nach Hauſe kam, und an dem Fenſter, an dem der Zug vorbeimarſchiert war, meine Mutter ſtand und weinte. Noch nie hatte ich ſie weinen geſehen. Mit tränenerſtickter Stimme ſagte ſie zu mir: „Nun iſt alles aus!“ Da erſt begriff ich, wie ernſt eigentlich der Augenblick war. Doch ich mußte in die Schule.
Als wir mittags nach Hauſe gingen, waren ſchon die franzöſiſchen Quartiermacher in der Stadt. Am Nachmitag war die Stadt von den Franzoſen beſetzt, und am nächſten Morgen ſtand auch eine italieniſche Autokolonne auf der Straße. Die Interalliierte Kommiſſion hatte ihr Regiment angetreten.

G. K.

General de Brantes zieht ein

Mein Kind ſchläft in der Wiege und lächelt, als halte es Zwieſprache mit den Engeln. Von Frieden iſt das Zimmer erfüllt, heilige Stille zieht leiſe darin. Von Träumen eingefangen ſind die Blumen am Fenſter, die alten Möbel, ein jedes Ding. Hierherauf ſchickt die Stadt kaum einen Laut. Beherbergt ſie wirklich den Feind? Stille Verſunkenheit hüllt auch mich ein. In ihr gleiten die ſorgenden Gedanken um die Zukunft ab, die Unruhe der Zeit verweht. Nur das Glück des Heimes iſt in meiner Seele und Dankbarkeit für Geborgenſein.

Schlafe mein Kind, ſchlafe. Ich trug dich unter dem Herzen, als die Krieger heimkehrten, wund und müde. Du bebteſt leiſe in mir, als der Streik der Hütten mich ergriff. Als die Menſchen ſich zu Zügen formten, vereint dem Hunger zu trotzen. Einmal ſchreckteſt du hoch, als ich in die wächſernen Geſichter toter Männer ſah, die ein Laſtwagen an mir vorübertrug. Aber ich legte meine Hände auf meinen Leib, und du fühlteſt ſie.

Schlafe, mein Kind. Mein Herz klopft nah an deinem. Meine Liebe hütet dich.

Ein fremder Laut dringt jäh in die Stille. Heftig öffnet ſich die Tür. Ein franzöſiſcher Offizier tritt ein, kommt auf mich zu, geht hart an mir vorbei. Eine eiſige Welle ſchlägt an mein Herz, daß es ängſtlich flattert. Seine Augen prüfen den Raum, befriedigt nickt er mehrmals vor ſich hin. Als er endlich, nach ſcheinbarer Ewigkeit, das Zimmer wieder verlaſſen hat, ſtürze ich ins Erdgeſchoß.

„Was wollte der Franzoſe?"

Meine Mutter hat die Hände ineinandergekrampft, geht auf und ab, in wachſender Erregung. Ihr Geſicht iſt rot, als überſchwemme es das ganze Blut ihres Körpers. Sie ſtürzt zum Telefon, ſchreit ein wirres Durcheinander hinein. Als ſie zurückkommt, haben ihre Augen einen verlorenen Ausdruck. Sie ſchlägt die Hände vor das Geſicht, ein Weinkrampf ſchüttelt ſie.

Meine Kehle preßt ſich zuſammen, die erneute Frage erſtickt. Da überhaſten meine Schweſtern ihre Worte. Allmählich begreife ich. Wir alle haben in zwei Stunden das Haus zu räumen.Für den franzöſiſchen Diviſionär, General de Brantes.

Seltſam erſchöpft werfe ich mich in einen Stuhl. Es iſt, als treibe ich auf dunklem Strome einem wilden Wirbel zu, hilflos feindſeligem Element ausgeliefert. Meine Füße ſuchen verzweifelt Halt, meine Hände ſtoßen ins Leere, um meinen Körper wogt Unfaßbares.

Allmählich werde ich ruhiger. Die Einwände meines Hirns bezwingen den wilden Schlag meines Herzens. Vielleicht ließ man uns drei Familien wenigſtens einige Zimmer, oder nur ein einziges für meinen Mann, mich und das Kind. Meine Fantaſie malt mir das

Bild: mit dem Kinde auf dem Arm gehe ich dem General entgegen, und seine Schwäche und Hilflosigkeit rühren ihn.

Dieses Bild schenkt mir neue Energie. Ganz ruhig steige ich die Treppe zu meinem Kinde hinauf. Oben steht mein Mann, noch heftig atmend, er muß sie wie im Sturm genommen haben.

„Sofort packen," sagt er, „nur das Notwendigste ist erlaubt, Kleider und Wäsche."

Da beginne ich mich zu wehren. Dieses Einpacken ist ja Kapitulation, ehe der volle Angriff des Feindes eingesetzt hat, entwürdigend. Als ich den großen Koffer sehe, gehe ich um ihn herum, als wäre er ein Abgrund. Mein Mann hat mich zu ihm hingeführt mit begütigenden Worten, wir schleppen ihn herbei. Bitter fließen meine Tränen. Aber ich raffe doch Bündel um Bündel aus den Schubladen zusammen.

Noch eineinhalb Stunden tickt die Uhr.

Meine Augen wandern im Zimmer um die lieben Dinge. So viel teil haben sie an meinem Wesen, winken Erinnerungen herbei an schenkende Hände, geöffnete Herzen. Sie halten Erlebnisse fest und Eindrücke, die an mir geformt haben. Meine Hände tasten behutsam über die Bücherreihen und den Schirm der grünen Lampe. Wie hatte ihr milder Schein im Abenddämmern jenen Geistern, die sie bannten, Leben eingehaucht, sie als Gestalten um mich wandeln lassen!

Vom Hof dringen erregte Laute zu mir. Waschfrauen schleppen Körbe nasser Wäsche, schimpfen auf Herumlungernde, die eine Sensation wittern und das Hoftor verstellen. Ein Mann wirft seinen Arm drohend in die Luft.

Ich wende mich ins Zimmer zurück. Jemand hat etwas hineingerufen, das ich nicht verstand.

Da erwacht das Kind. Es hat kreisrunde Augen voll frohen Glanzes und kräht seine Lebenslust aus. Ein jeder Laut schneidet mit messerscharfem Schnitt in mein Weh. Wo werde ich es heute Nacht betten? Hastig kleide ich es an und gebe ihm zu trinken.

Plötzlich verstummt die Unruhe des Hauses. Es ist, als hielte es lauschend seinen Atem an. Rhythmische Schritte hämmern die Straße. Kommandos fallen wie Hiebe. Ein Zug Franzosen formiert sich vor dem Hause. Zwei Offiziere gehen an ihm auf und ab, und ihre Augen suchen die Fenster. Ich sehe offenen Hohn in ihnen glimmen.

Da erst begreife ich, daß Widerstand vergeblich wäre.

Wir warten in atemloser Spannung. Nur das Kind weint. Jetzt ist es der einzige Mensch, der laut klagt.

„Noch fünf" Minuten zeigt die Uhr.

„Noch drei" . . . . . „noch eine" . . .

Bewegung kommt in die Franzosen. Ein Signalhorn schmettert. Türen schlagen zu. General de Brantes, gefolgt von Offizieren, tritt ein. Ich fühle jeden Schritt, als

stampfe er über mich hinweg. Seine Augen bohren sich weitgeöffnet auf einen Punkt des Nebenzimmers. In Sekunden ist er an uns vorüber, die Tür schließt sich hinter ihm, der Adjutant pflanzt sich vor ihr auf.

Jemand von uns fragt, ob wir nicht wenigstens einige Räume behalten dürften, das kleine Kind . . . .

„Indiscutable, c'est l'ordre, il y a des hôtels dans la ville."

Er macht eine hinausweisende Bewegung. Da werden wir vollkommen ruhig. Unsere Gedanken sind gleich. Den Franzosen ein Schauspiel geben, Zorn und Schmerz laut werden lassen? Dem Feinde soll es nicht gegönnt sein, zu sehen, wie viel er nimmt.

Einmal noch will mich der Abschied überwältigen, als ich das Kind in warmes Zeug hülle. Aber ich beiße die Zähne aufeinander. Die Stufen hinunter. Und dann gelingt es mir. Den Kopf in den Nacken geworfen, gehe ich, von meinen Angehörigen gefolgt, an der Abteilung Franzosen vorbei . . . in das Dunkel von Jahren. Hilde Jellen.

Die Sprache der Toten

1. Der Geistliche Rat Johannes Schlensag

Dort, wo man vom Oberglogauer Lande aus in drei Nachbarkreise hineinschauen kann, liegt Broschütz, ein stiller Ort mit ehrlichen Menschen. Die Kirche schaut mit ihrem ehrwürdigen Barockgesicht ins Odertal hinab, zum Annaberg hinauf. Uralte Linden singen Melodien aus begrabenen Zeiten. An ihrer Narbenhaut haften Spuren vergessener Klosterkultur.

Am Westeingang des Dorfes liegt das weiträumige Dominium. Auf der anderen Seite aber atmen zerrissene Waldungen moorige Luft. Die weiten Fluren gehören zum Majorat Oberglogau. Die wirtschaftlichen Fäden eines solchen Großbetriebes binden vielfach auch Herz und Sinn des ganzen Dorfes.

In dieser oberschlesischen Natürlichkeit wuchsen die geistigen Werke eines großen und edlen Priesters. Sein Herz schlug in wärmster Liebe zur oberschlesischen Heimat. Seine Seele atmete echte Frömmigkeit. Sein Geist aber formte in goldener Schlichtheit die Gesetze des Lebens. Sein heiliger Wille lenkte den Sinn der Parochie. Leuchtturm im Dunkel der Zeit, Wegweiser am verworrenen Lebenspfad, Schicksalsträger oberschlesischer Geschichte!

Im Kulturkampf sollte das Groß-Strehlitzer Gefängnis seinen großen Eifer brechen, aber sein Seelenfeuer wuchs in leuchtender Entfaltung. Der Ruf dieses jungen Kaplans aus Jeschona drang weit hinaus ins Land. Seine Annaberger Predigten sprangen wie glühende Funken in die Herzen der Zuhörer. Wehende Kirchenfahnen, blumenum-



Proteſtverſammlung in Oberglogau O/S.

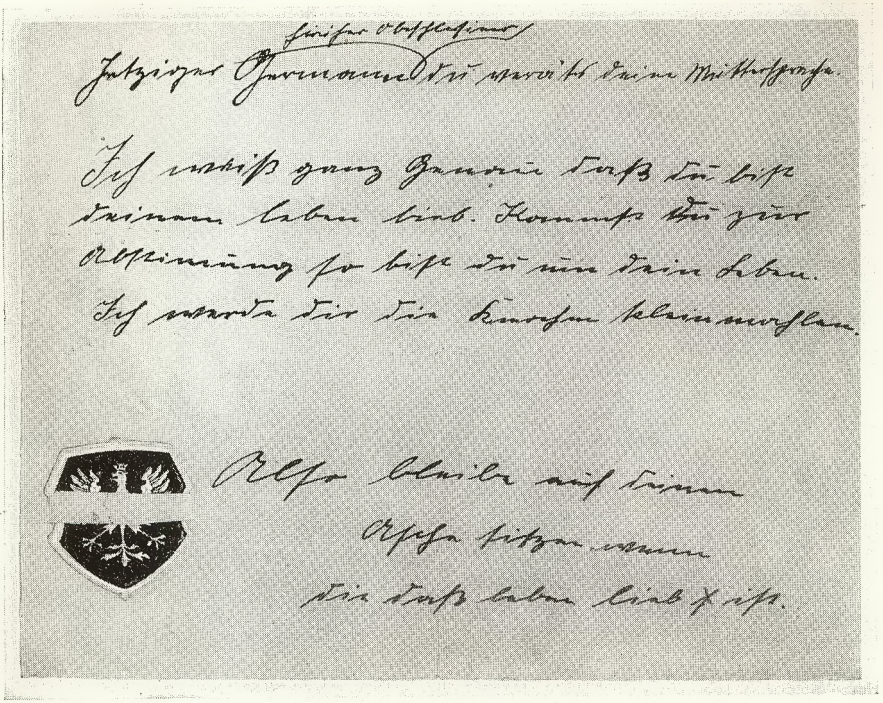


Nach dem Auszug der deutſchen Truppen in Oppeln *Lichtbild Max Glauer / Oppeln*



Die deutschen Truppen verlassen Oberschlesien

Lichtbild Max Glauer / Oppeln



So etwas kam auch vor!



Abstimmungsmarken



herausgegeben von der Interalliierten Kommission für Oberschlesien am 20. Februar 1920



Zur Abſtimmung auf der Krankenbahre *Lichtbild Kosian / Oberglogau*



Der älteſte Abſtimmler, Louis Mendler, 95 Jahre alt

kränzte Kreuze, fromme Gesänge und ein starkes Gottvertrauen begleiteten diesen Kanzelhelden aus dem Gefängnis zurück ins Leben.
Er grollte nicht den Machthabern und riß den Stachel des Unfriedens aus den Herzen seiner Brüder. In nationalen Dingen ging er den lautlosen Weg ehrlicher Treue. Im Jahre 1883 wurde er Pfarrer von Broschütz.
Der Weltkrieg nagte am Seelenfrieden des Volkes, die Revolution bedrängte den frommen Sinn, die wirtschaftliche Not erhöhte den Wankelmut. Der greise Priester richtete aber immer wieder das Volk auf. Felsenstark war seine Überzeugungstreue.
Graf Georg Hans von Oppersdorff war Besitzer des herrlichen Majorats Oberglogau, zu dem auch Broschütz gehört. Der Graf ist polnisch geworden. Er klopfte werbend an die Herzen alter Freunde. Männer im geistlichen Gewande standen im Mittelpunkt all seiner Berechnungen.
An einem trüben Nachmittag des Winters 1920/21 saßen diese beiden Männer in der friedvollen Wärme der Broschützer Pfarrei. „Herr Rat," so versuchte es der Graf zum letzten Male, „denken Sie an das Unrecht, das Ihnen einst zugefügt worden ist! Vergessen Sie nicht die großen Leiden, die Sie als katholischer Priester zu erdulden hatten! Sie müssen mit mir für Polen eintreten!"
Da reckte sich die lebensgebeugte Gestalt des geistlichen Herrn, seine Augen wuchsen in dem edlen, lebensreifen Antlitz. Die Antwort war kurz: „Herr Graf, eine alte Eiche biegt sich nicht!"

* * *

Ein schlichter Stein im Schatten der uralten Linden erzählt die Lebensgeschichte dieses oberschlesischen Helden:

„Der Allerbesten einer schläft unter diesem Stein:
Geistl. Rat Johannes Schlensag,
Pfarrer von Broschütz.
Edel war er, hilfreich und gut.
geb. 7. 2. 1844,
gest. 22. 12. 1922."

Laßt uns diesen Namen mit goldenen Lettern in unser Herz eingraben!

2. Der deutsche Graf Roger von Seherr-Thoß

Am 15. Januar 1921 trug Graf Hans Georg von Oppersdorff seine polnische Werbung in die Öffentlichkeit, in einer Versammlung, die er „Konferenz" nannte.
Die Regie lag in seiner Hand. Er leitete die Versammlung, ein Regierungsrat a. D. war der Redner. Behörden hoben die Bedeutung des Unternehmens durch ihre An-

weſenheit. Führende deutſche Männer einzuladen, war überſehen worden. Sie erwirkten nachträglich ihre Teilnahme.
Regierungsrat a. D. Schapper ſprach über die wirtſchaftlichen Folgen einer Teilung Oberſchleſiens. Zwei Monate vor der Abſtimmung! Der Graf ſchlug ſofort aus dieſen Gedankengängen ſein politiſches Kapital.
Die Spuren ſeiner politiſchen Wanderungen führten immer in verſchlungenen Windungen und Krümmungen durch das Strauchwerk eigener Taktik. In die Schlingen ſeiner politiſchen Leidenſchaft war ſo mancher brave Mann hineingeſtolpert.
Auch dieſe „Konferenz" war ein großes, mit Laubwerk wirtſchaftlicher Beratungen gut maskiertes Fangnetz. Doch die große Zeit der Entſcheidung duldete keine Unehrlichkeit. Sie baute ihre Burgwälle auf dem Fundament der Wahrhaftigkeit, Gediegenheit und Gradheit. Das Schickſal des 15. Januar zerriß den Schleier Oppersdorffſcher Gewohnheiten.
Der gräfliche Leiter ſchob ſofort die Gedanken der Verſammlung auf das freigeſtellte Gleis polniſcher Verpflichtung. Nur eine reſtloſe Zuteilung Oberſchleſiens an Polen könne die Gefahren der Zerſtückelung bannen, ſo mahnte der Graf ſeine Freunde, die geladenen und geduldeten Gäſte.
Graf Roger von Seher-Thoß war kommiſſariſcher Landrat für den Bezirk Oberglogau. Als ſolcher nahm er an der Verſammlung teil. Das Laſſo war auch nach ihm geworfen. Es ſchlug fehl.
In heiligem Zorn ſprang der Funken der Empörung in ſein goldenes Herz. Das Blut ſchoß in die Adern. Ein großes, ſtarkes Manneswort zerſchlug alle Täuſchungen. Die ſchwere Wucht deutſcher Geſinnungstreue überwand alle Niedertracht.
„Lieber armer Bettler in Deutſchland, als reicher Graf in Polen!"
So klar war die Antwort eines deutſchen Grafen!

* * *

In wildromantiſchem Grün des Dobraner Parks ſchlummert unſer edler Graf. Landsmann, führt dich dein Weg an dieſe geweihte Stätte, beuge dein entblößtes Haupt vor der Treue eines großen Toten!

3. Das Vermächtnis des Maurers Valentin Miſchke

Müde zog der 19. Februar des Jahres 1921 herauf, grau und bleiern. Fieberträume wühlten in der Seele eines Grabgeweihten. In der Kriegsgefangenſchaft hatte der Todesengel ſeine Schläfen berührt. Langſam verblutete ſeine Lebenskraft. Sein Herz aber ſchlug den Hammerſchlag echter Heimattreue.
Der Prieſter reichte dem Lebensmüden die letzte Wegzehrung. Die Rechnung ward beglichen. Die Augen der Umgebung hingen an den Lippen des Sterbenden. Da

richtete er ſich auf, erhob ſeine leere Hand, beſchwor die Angehörigen, den Prieſter, die Nachbarn, Freunde, uns alle mit ſeinem letzten Wunſche:

„Laßt mich in deutſcher Erde begraben ſein!
Ich ſterbe als Deutſcher, ſagt es den andern!“

* * *

Sagt es den andern! A. Koſian-Oberglogau.

Die Verſprechungen der polniſchen Propaganda

Hart an der Grenze der großen Induſtrieſtadt Königshütte, dort wo die Straße nach Oſten führt, liegt Chorzow. Der Streit um ſein gewaltiges Stickſtoffwerk hat die internationalen Gerichtshöfe beſchäftigt, er hat aber auch in den Herzen der Bewohner die Hoffnung geweckt, daß ihr Schickſal ſich wandeln würde.

Unter den Feldern der Bauern und des großen Rittergutes lagern mächtige Kohlenflöze, und zwei große Gruben, die Königsgrube und Gräfin-Lauragrube ſenden Tag und Nacht ihre Förderſchalen zur Tiefe, um die reichen Schätze zu heben. Das große Kraftwerk der O. E. W., das faſt den ganzen Induſtriebezirk mit elektriſcher Energie verſorgte, und das rieſige Stickſtoffwerk gaben dieſem mächtigen Induſtrieort eine beſondere Bedeutung.

Zwiſchen den Fördertürmen und rauchenden Schornſteinen aber hat ſich ein zäher Bauernſtamm erhalten. Hinter den hohen Mietshäuſern liegen die Wirtſchaftshöfe und in den Obſtbäumen der alten Bauerngärten lockt heut noch im Frühling der Star und ſchmettert der Fink, und auf den Blumenbeeten blühen Crokus und gelbe Narziſſen. In ihrer wunderſamen Tracht, die ſie als Thüringer verrät, ziehen die Bauern heut noch des Sonntags zur Kirche, und ihr Stolz war es, hoch zu Roß den Landesherrn oder Kirchenfürſten zu geleiten, denn deutſch war ihr Sinn.

Da trat jener große Verführer auf, der in Eitelkeit und Haß um einen Judaslohn ſeine Heimat verriet. Seine Agenten überſchwemmten das Land und ließen ſich nieder auch im kleinſten Dorf. Raufluſtige Geſellen, Trunkenbolde und Müßiggänger waren ihr Anhang. Jetzt traten aber auch jene hervor, die längſt in geheimen Verbindungen geſtanden und ihrem Lande die Treue gebrochen hatten. Das Geld, das man als deutſcher Student von hilfsbereiter polniſcher Hand erhalten hatte, jetzt mußte es durch Verrat an der Heimat zurückerſtattet werden mit Zins und Zinſeszins. Unter dem Schutz der franzöſiſchen Bajonette hatte man eine Vergeltung nicht zu fürchten, konnte man ruhig die Maske fallen laſſen. Der brennende Eifer, den man auf einmal entwickelte, war meiſt nichts mehr als eine ſchamloſe Jagd nach einer guten Pfründe. In grellen Farben malte man die Bilder vom polniſchen Überfluß und nannte die Deutſchen ein verſinkendes Volk.

Natürlich mußte dieſes unvermutete Auftreten ſolcher „Ehrenmänner", die man bisher für gute deutſche Staatsbürger gehalten hatte, Beſtürzung und Verwirrung hervorrufen, gerade bei dem einfachen Mann.

Die Chorzower Bauern waren zu ſtolz und zu klug, um dem geiſtigen Führer der Polen zu trauen, jenem ortsfremden, hinkenden Maurergeſellen, der in Verſammlungen ſo furchtbar hetzte. Aber unter ihnen war einer, der es doch wiſſen mußte. Ein verdorbener Juriſt, ſelbſt ein Bauersſohn, war es, dem die Zinſen ſeines reichen, väterlichen Erbes es geſtatteten, ein Drohnenleben zu führen. Und der Herr „Aſſeſſor", wie er ſich nennen ließ, der den Gefahren des Krieges ſo klug aus dem Wege gegangen und nun Pole geworden war, erzählte den Bauern die alte Mär, daß das große Rittergut Chorzow ganz widerrechtlich vom Biſchof dem Bergfiskus verkauft worden ſei, daß es eigentlich den Bauern gehöre und aufgeteilt werden müßte; die Beweiſe wollte er hierfür ſchon erbringen. Da horchte der Bauer auf, ſah mit begehrlichen Augen auf die weite Feldmark des Gutes und überſchlug in Gedanken die Morgenzahl, die ihm zufallen konnte. Freilich, den Deutſchen durfte man nicht befragen, der lachte darüber und nannte alles einen großen, plumpen Schwindel. Aber die polniſchen Herren in Kattowitz und Beuthen, die zeigten Verſtändnis für die Nöte der Bauern, die wollten ihm zu ſeinem Recht verhelfen, das ſonnenklar erwieſen ſei. Aber erſt müßte der polniſche Adler ſeine Schwingen über das Land breiten. So ſchritt der Herr „Aſſeſſor" dann mit ſeinen Getreuen die Felder ab und teilte zu, allen, die eines guten Sinnes waren. Und nun kam das Groteske, Lächerliche. Auch die Herren Aufſtändiſchen meldeten ihre Anſprüche an und ſuchten nach Ackerſtücken, auf denen ihr Landhaus ſtehen ſollte; denn die polniſchen Herren in Kattowitz waren einſichtig und freigebig genug.

Schließlich merkte man aber doch den Betrug und faßte im Stillen ſeinen Entſchluß — der Tag der Abſtimmung rückte heran.

Eine Niederlage ſollte er für die Deutſchen werden, wie nirgendwo. Keine 10 % der Stimmen würden auf Deutſchland fallen; das bewieſen ganz klar die Liſten, die man von Familie zu Familie getragen hatte, und in die die verängſtigten Bewohner ſich hatten eintragen müſſen. An den Türen der wenigen Deutſchen konnte man ja gelaſſen vorübergehen, die konnten an dem Geſamtbild nichts ändern. Den kommenden Sieg feierte man in wüſten Zechgelagen ſtets bis in den Morgen hinein.

Umſo furchtbarer war die Ernüchterung am Abſtimmungstage. Von den 13 500 Einwohnern des Ortes hatten ſich 66 % für Deutſchland entſchieden. Noch heut ſehe ich die wutverzerrten Geſichter der polniſchen Führer, die am Abend die Kaſten und Urnen zum Hauptwahllokal trugen. Als an jenem denkwürdigen Abend ein ſtiller, aber unbeſchreiblicher Jubel die Herzen vieler Tauſender erfüllte, da ahnte niemand, daß der Machtſpruch fremder Gewalthaber ſoviel Treue ſo ſchnöde belohnen würde.

Dombrowski-Gleiwitz.

Die Arbeiterschaft demonstriert gegen die französischen Unterdrücker

Es war im April 1920. Die französische Soldateska scheute sich nicht, ihre Bedrückerwut an der arbeitenden wehrlosen Bevölkerung austoben zu lassen. Die Interalliierte Kommission, in der die Franzosen ausschlaggebend waren, weigerte sich, das im übrigen Deutschland schon eingeführte Betriebsrätegesetz für die Angestellten und Arbeiter auch in Oberschlesien in Kraft zu setzen. Innerhalb der Arbeiterschaft nahm die Erregung über das Verhalten der Franzosen derartige Formen an, daß die baldige Abhaltung einer großen Demonstration unbedingt notwendig wurde. Der französische Kreiskontrolleur in Gleiwitz, der in den Betrieben und in den Arbeiterwohnvierteln seine polnischen Freunde und Berichterstatter hatte, war über die gefährliche Stimmung gut unterrichtet. Trotzdem kam ihm eine Mitteilung aus Kattowitz, die freien Gewerkschaften veranstalten am 18. April in Gleiwitz eine Demonstration der Arbeiterschaft, unerwartet. Noch bevor mir aus Kattowitz die Nachricht zuging, daß ich die Demonstration, für welche der Stadtgarten vorgesehen war, leiten sollte, ließ mich der Kreiskontrolleur durch die Polizei zu sich holen. Er versicherte mir wiederholt seine angeblich sehr liberale Einstellung zur Arbeiterschaft, machte mich jedoch sofort für das Leben und die Gesundheit der französischen Besatzung während der Demonstration persönlich verantwortlich. Damit Zusammenstöße mit seinen Soldaten unterbleiben, würde er diese den ganzen Tag in der Kaserne halten.

Am Sonntag erwies sich der große Stadtgarten bald als viel zu klein. Immer neue Arbeitermassen marschierten heran. Der Redner wurde oft mit starkem Beifall und stürmischen Pfui- und Niederrufen unterbrochen. Als ich die Tausenden als Versammlungsleiter aufforderte, die machtvolle Kundgebung durch einen ruhigen Abgang würdevoll zu beschließen, drängte alles den Ausgängen zu. Plötzlich sprang ein Teilnehmer auf einen Gartentisch und stimmte das Deutschlandlied an. Mit einer unbeschreiblichen Begeisterung stimmten die Demonstranten sofort ein. Noch während des Gesanges formierte sich ein Zug, der sich sofort nach dem Ringe zu in Bewegung setzte. Einige beherzte Arbeiterführer stellten sich in Erkennung der gefährlichen Situation schnell an die Spitze des Zuges. An der Allerheiligenkirche kamen dem Zug 3 französische Offiziere lachend und scherzend entgegen. Im letzten Augenblick gelang es noch, sie in ein Geschäft zu drängen und sie dort bis zum Vorbeimarsch des Zuges abzuschließen. Auf dem Ringe stand die französische Wache. Als sie den Schritt der Arbeiterbataillone hörte, griff sie zu den Waffen. Ein blutjunger Franzose, der mit aufgepflanztem Bajonett vor der Wachtstube Posten hatte, wurde kreidebleich und lief unruhig hin und her. Zu seinem Schutze wurde ein bekannter Arbeiterführer zurückgelassen.

Von dem Ringe wälzte ſich der Zug, der von den Bürgerſteigen immer mehr Verſtärkung erhielt, ſchier endlos lang die Wilhelmſtraße hinunter bei der polniſchen Bank, die polizeilich geſchützt war, vorbei über den Germaniaplatz nach der Bahnhofſtraße. Das Endziel der Demonſtranten war der Ring, auf dem die Auflöſung erfolgen ſollte. Unruhe und eine gewiſſe Vorahnung trieb mich die Spitze des Zuges zu verlaſſen, um nach dem Ring zu gelangen. Meine Befürchtungen waren eingetreten. Alle Zugänge zum Ringe waren mit Maſchinengewehren und mit Franzoſen beſetzt. Schnell zurück, dem Demonſtrationszug entgegen. An der Ecke Bahnhofſtraße—Nikolaiſtraße erreichte ich ihn. Schnell war die Spitze verſtändigt und der Entſchluß gefaßt, den Zug in der Richtung Nikolaiſtraße—Peter Paul-Platz zu teilen und aufzulöſen. Die Mitte und der Schluß des Zuges machten jedoch nicht mit, ſondern drängten unter Pfui- und Niederrufen zu dem Lokal „Loge", in welchem die franzöſiſchen Offiziere untergebracht waren. Plötzlich tauchte unter der wütenden Menge ein höherer franzöſiſcher Offizier mit einer Reitpeitſche in der Hand auf. Sein Leben ſtand auf dem Spiel. Aus den Fenſtern der Loge waren die Gewehrläufe, Revolver und Maſchinengewehre auf die ſchreiende Menge, Männer, Frauen und Kinder gerichtet. Es galt ſchnell zu handeln, bevor ein fürchterliches Blutbad angerichtet wurde. Unter einem ungeheuren Stimmenaufwand und der Hilfe des ſozialdemokratiſchen Mitgliedes der Deutſchen Nationalverſammlung Becker gelang es mir, die Menge teilweiſe abzulenken und an den Offizier zu kommen. Unter unſerem Schutz konnte er die „Loge" erreichen. Erſt, als das Schloß hinter ihm zuſchlug, war die größte Gefahr abgewendet. Langſam nur zerſtreute ſich die ungeheure Menſchenmenge mit dem Gelöbnis, weiter für die oberſchleſiſche Heimat zu kämpfen.

P. Patermann.

Opfertag für die Abſtimmungsreiſenden

Alles, was das Herz erfreut,
Tabak, Wurſt und Süßigkeit —
Alles, was die Stimmung hebt —
Mut und Zuverſicht belebt,
Was zu rauchen, was zu eſſen,
Naſchwerk niemals zu vergeſſen —
Alles brauchen jetzt aufs neue
Viele Tauſend Heimattreue!

Wenn ſie einſt durch Neiſſe kommen,
Um zu unſ'rem Nutz und Frommen
Deutſch zu ſtimmen, deutſch zu wählen,
Sollen alle ſie erzählen,
Wie mit ſtets bereiten Händen
Neiſſe's Bürger alles ſpenden,
Was das Herz, den Sinn erfreut!
Groß die Opfer — ernſt die Zeit!

Vereinigte Verbände heimattreuer Oberſchleſier
Ortsgruppe Neiſſe.

Dora Zeiſing.

Um Mitternacht auf dem Bahnhof

Eine Märznacht, kühl und feucht. Für einige kurze Zeit lag der sonst taghell erleuchtete Bahnhof in trübem Dunkel. Wir hockten, aneinandergerückt, auf einer der Bänke des Bahnsteiges. Fröstelnd, hungrig und auch ermüdet. Wir dachten wohl nach über all die Eindrücke, die Bilder, die uns diese Tätigkeit brachte. Welch gewaltiger Unterschied gegen vergangene Tage kurz vorher. Bücher und Lernen war vergessen. Da — ein Ruck, ein Ruf. Wir fahren auf. „Kindersch, los." Richtig. Das Signal steht auf Einfahrt. Wir starren die Schienenstränge entlang in die schwarze Vorfrühlingsnacht. Lampen flammen auf. Leben regt sich. Über die Schienen keuchen zwei oder drei, tragen einen dampfenden Kessel. Wir nehmen ihn ab, ziehen ihn ein Stück die granitnen Steine entlang. Alles verteilt sich. Dort steht schon der Chor beisammen. Der Dirigent hebt die Hand. Zwei Lichter tauchen auf, größer und größer werdend. Das Eisenroß braust vorüber. Bremsen setzen an. Vorhänge schieben sich zur Seite. Abteillampen flammen auf. „Die Rheinländer sind es." Dazwischen klingt es, laut und klar den rheinischen Brüdern zum Gruß: „Und hat auch wunderherrlich die Fremde mir gelacht. . . ." Wir eilen den Zug entlang. Manch Fenster bleibt verhangen. Es ist ja Mitternacht. Hier schlafen sie, die der Tag und die weite Fahrt so müde gemacht. Andere wieder strecken die Hände zum Brudergruß uns entgegen. Schüsseln werden hochgehoben, Löffel gereicht, Erfrischungen, Kaffee, Tee. „Wo sind wir? — Bald am Ziel?" Auf Männer im weißen Haar, auf arbeitsdurchfurchte Hände, auf die abgehärmten Züge eines Mütterchens, auf junge, kraftvolle Gestalten fällt das Sonnenlicht der elektrischen Birnen. Noch im Geiste steht er vor mir der lange Zug, sehe ich die Reihe unbekannter Gesichter, die mir doch Brüder und Freunde sind. Heimattreu erfüllen sie ihre Pflicht, keine Widerwärtigkeit und Mühe scheuend. Dort klingt aus einem Abteil das alte, liebe Schlesierlied. Wie oft haben sie es wohl heute schon gesungen, immer wieder aber ist's Heimatliebe, die ihnen das Lied auf die Lippen zwingt. Wir blicken hinein in die Abteile. Dort sitzt ein Kopfarbeiter, grübelnd über einem Buch. Hier stricken fleißige Mutterhände den Strumpf der Kleinen. Aus manchem Antlitz spricht es wie verhaltener Gram und Zorn. Andere wieder blicken frohgemut darein. — Doch die Zeit eilt. Nur kurze flüchtige Minuten ist Rast vergönnt. Der Blick des aufsichtsführenden Beamten gleitet die Wagenreihe entlang. Wieder hebt sich die Hand des Chormeisters. Leise und sacht fangen die Räder an zu rollen. Laut und vernehmlich, herzerfrischend und manchen Schlummer noch störend klingt es: „Einigkeit und Recht und Freiheit . ."; klingt entlang die Reihe der dunklen Wagen, klingt hinein in Abteil und Menschenherzen, wird erwiedert: „Blüh im Glanze deines Glückes . . .". Schneller und schneller schwanken die roten Schlußlichter des Abstimmungszuges in die pechschwarze Nacht

hinaus. Tücher- und Händewinken folgt ihm. Habt Dank, Brüder und Schweſtern. „Not über uns." — — — Die Lichter des Bahnſteigs verlöſchen erneut. Nicht lange. „Hierbleiben. Nur Eſſen holen. Gleich iſt der nächſte Zug da." Die Müdigkeit iſt verſchwunden. Wir ſind warm geworden. Johannes Lux.

Die letzte Fahrt

Warme Vorfrühlingsſonne flutet hernieder. Wir alle ſind in luſtiger Stimmung. Soeben läuft ein Zug ein. Karrikaturen, witzige Verſe haben ſeine Inſaſſen an die Außenſeiten der Bahnwagen geſchrieben. Beſonders die Geſtalt Korfantys bot einen Anlaß dazu. Lachend betrachten wir die witzigen Einfälle. — Da — auf einmal verſtummt die Muſik. Jäh bricht ſie ab. „Was gibt's?" Sanitäter eilen die Wagenreihe entlang. Ein Kranker? Es kam öfters vor, daß die lange Reiſe und ihre Strapazen den einen oder anderen nicht an's gewünſchte Ziel führten. Blicke gleiten den Zug entlang. Wir eilen an das Abteil. Schon hebt man ihn heraus. „Krank?" „Zur Seite". Eine Bahre ſchwankt vorbei. Ein verhüllter Körper liegt darauf. Ein Herzſchlag ſetzte ſeinem Leben ein Ziel. Hatte er es geahnt, daß es die letzte Fahrt ſein ſollte, als er in Johannisburg den Zug beſtieg? Die Laſt des Alters hatte ihn gebeugt; aber die Liebe zur Heimat war jung geblieben. So ſcheute er auch nicht den weiten Weg, um für ſein liebes Heimatland mit der Tat einzutreten. In den erwachenden erſten Lenz hinein ging die lange, lange Fahrt von einem Notland in das andere. Er ſollte ſein Ziel nicht mehr erreichen, dem Wunſche des ſehnenden Herzens nicht die Tat folgen. Der Tod ſtand hinter ihm. Hier in B. trugen ſie ihn zur letzten Ruhe. — Unbekannt — und doch bekannt. Der in der Stadt ganz Fremde wurde von einer ungezählten Trauerverſammlung zur letzten Ruhe geleitet. Mehrere Vereine, ein Bläſerchor ſtellten die Trauermuſik. Kränze häuften ſich über ſeinem Hügel. So ſollte er in Heimaterde ruhen, die er geliebt mit allen Faſern ſeiner Seele, der er die Treue gehalten hat. Noch heute aber klingt aus dem Blätterrauſchen der Birke, die ſein Grab beſchattet:

Heimattreu biſt du geweſen,
Treu deutſch bis in den Tod. Johannes Lux.

Der D-Zug-Junge

Es handelt sich um den kleinen Ulrich. Vor einigen Jahren unterhielten sich seine Geschwister mit ihm über den Begriff der Landsmannschaft. Die beiden Ältesten, in Dessau geboren, behaupteten, Anhaltiner zu sein, worauf der Dritte als geborener Essener meinte, dann sei er Rheinländer. Ulrich stand dabei und dachte nach. Schließlich erklärte er trocken, demnach müsse er geborener Eisenbahner sein, denn er sei ja im D-Zug zur Welt gekommen.

Ulrich ist tatsächlich im D-Zuge geboren. Es war am 16. März 1921. Aus ganz Deutschland strömten die Oberschlesier in hellen Scharen und zahlreichen Sonderzügen ihrer fernen Heimat zu, um ihre Stimme für den deutschen Charakter Oberschlesiens und dessen Verbleiben beim Deutschen Reiche abzugeben. Ulrichs Mutter war ein paar Tage vorher von ihrem Manne beim Kofferpacken ertappt worden, als sie allerlei ganz kleine Wäsche zu verstauen versuchte. Auf die kategorische Erklärung ihres Mannes, daß entweder diese Wäsche oder sie selbst daheimzubleiben habe, wurden die Wäscheteile zwar wieder ausgepackt, aber — reden wir nicht weiter von der Schlangenklugheit der Frauen! Zwar waren bis zu Ulrichs planmäßiger Ankunft noch vier Wochen Zeit; aber der Ehemann hoffte, bis dahin längst von der Abstimmungsreise mit seiner Frau, die er vorsichtshalber begleiten wollte, wieder daheim zu sein. Beruhigt fuhr man nach Oberschlesien.

Auf halbem Wege schon, in Dessau, machten sich allerlei Anzeichen einer nahenden Katastrophe bemerkbar. Die Erbprinzessin-Witwe von Anhalt, die als Helferin des Roten Kreuzes auf dem Bahnsteige Dienst tat, lud die gefährdete Frau ein, im herzoglichen Privatkrankenhause ihre Stunde abzuwarten. Aber die Oberschlesierin war in ihrer Heimatliebe nicht zu bestimmen, den Zug zu verlassen. „Ich muß abstimmen!" Das war die einzige erreichbare Antwort.

Die Fahrt ging weiter mit all ihren Beschwernissen. So kam, was kommen mußte. Ein Arzt oder sonstige fachliche Hilfe war nicht vorhanden. Also mußte der Ehemann die Stelle des Arztes und der weisen Frau vertreten. Es war gegen zehn Uhr abends, als der Zug in den Bahnhof Hoyerswerda, die erste schlesische Station, einlief. Klein-Ulrich war eben 5 Minuten alt. In Rock und Zylinder hatte sich der Landrat samt einer Musikkapelle auf dem Bahnhof aufgebaut, um in wohlgesetzter Rede mit nachfolgendem musikalischen Tusch die Abstimmler zu begrüßen. Leider wurde nichts daraus. Denn als der Landrat den Vater des kleinen Ulrich aus dem noch fahrenden Zuge springen und zum Bahnhofswirt laufen sah und unmittelbar darauf beobachtete, wie der Mann mit einem schnell entliehenen Eimer von der Lokomotive heißes Wasser holte, da glaubte er, es sei ein Unglück geschehen. So ließ er Rede Rede sein und eilte

Bibliothek Schlesien

in den Wagen. Hier hatte der Vater den kleinen Mann eben gebadet, notdürftig eingewickelt und in eine Reisedecke gepackt. Als der Herr Landrat erschien, hatte Ulrich in dieser Verpackung bereits auf den Polstern seiner Mutter gegenüber Platz genommen. Der Landrat, ob der unerwarteten Programmbereicherung des Empfanges sichtlich erfreut, schenkte der Mutter eine Flasche Südwein, ließ dann die Musikkapelle vor dem Wagen Aufstellung nehmen und, solange der Zug hielt, konzertieren. Eine große Menge, vor allem Frauen und Mädchen in der schönen Tracht der Spreewälderinnen, suchte an das Abteilfenster heranzukommen und verlangte stürmisch, den kleinen „Abstimmler" zu sehen. Hochrufe brausten empor, als der kleine zappelnde Kerl endlich am Fenster gezeigt wurde. Dann ging die Fahrt weiter, ohne daß Mutter oder Sohn irgendwelche Klagen hätten lautwerden lassen.

Der Zug war eben im Hauptbahnhof Breslau eingelaufen, da rückten infolge drahtlicher Benachrichtigung nacheinander im Eilschritt heran, ein Berichterstatter, mit Block und Blei bewaffnet, der den ganzen Familiensteckbrief verzeichnete, dann ein Geistlicher, der eine Sterbende zu finden fürchtete und eine blühende, lächelnde Mutter, im Reisekleide auf dem Polster ruhend, vorfand, und endlich ein Arzt, für den im Augenblick gleichfalls nichts zu tun war. Dann aber kam für den Vater noch ein kurzer Kampf. Der D-Zug mußte in Breslau aufgelöst werden. Erst am Morgen sollte die Fahrt mit einem fahrplanmäßigen Personenzuge weitergehen. Die kalte Märznacht durfte der Wagen nicht auf totem Gleise stehen bleiben. Bald war denn auch erreicht, daß eine Rangiermaschine vor den Wagen gehängt und dieser so die ganze Nacht hindurch geheizt wurde. Wieder dicht hinter die Maschine gekoppelt, rollte der Wagen dann am Morgen weiter, Oberschlesien entgegen. In Oppeln war schärfste Paßkontrolle. Ulrichs Vater wies die Papiere vor und entschuldigte sich, für den jüngsten Sohn keinen Paß zu haben. Der französische Leutnant zählte, verglich und zählte wieder. Als aber dann das Reisedeckenbündel geöffnet und Klein-Ulrich vorgestellt wurde, konnte selbst der gestrenge Herr Landvogt das Lachen nicht verbeißen. Höflich, aber auch herzlich gratulierte er und erklärte, dies sei der einzige Deutsche, den er ohne Paß einreisen lasse. Selbst die mit aufgepflanztem Spieß im Wagengang stehenden beiden Soldaten machten lange Hälse, um das kleine Reisewunder zu sehen, und als der Offizier im Nebenabteil kontrollierte, kam erst der eine und dann der andere zurück und bat, das Kind sehen zu dürfen. Unvergessen bleibt es auch dem Hauptlehrer von Dambrau, an der Grenze von O/S., der seine Schulkinder vor dem Abteilfenster aufstellte und sie Lieder von Heimat und Treue singen ließ.

Sechzehn Stunden nach dem Ereignis war man — endlich — am Ziele, und im Wagen des Roten Kreuzes fuhren Mutter und Sohn der Wohnung der Verwandten in Gleiwitz zu. Vorher, als die Bahre mit der Mutter aus dem Wagenfenster gehoben

wurde, schüttelten manche Leute auf dem Bahnsteig den Kopf, erstaunt darüber, daß eine so blühend und gesundaussehende Frau im Reiseanzug sich vom Roten Kreuz abtransportieren ließ.

Am 20. März war die Abstimmung. Den Tag zuvor hatte Uzels Vater beim Kommissariat einen Wagen bestellt, der die Mutter zum Abstimmungslokal bringen sollte. Aber um 12 Uhr mittags war noch kein Wagen da, und pünktlich um 2 Uhr war Schluß der Abstimmung. Notgedrungen machte der Mann sich auf, einen Wagen zu suchen. Das war nicht so leicht, denn die Franzosen hatten alle Wagen für die Anhänger Polens reserviert. Als er endlich, so gegen ½22 Uhr, einen Wagen hatte und den Kutscher mit hohen Trinkgeldversprechungen zu scharfer Fahrt antrieb, sah er schon von weitem Ulrichs Mutter fertig zum Ausgang vor der Haustür stehen. Und trotzdem kam er — zu spät. Die tapfere Mutter hatte inzwischen den Weg zum Abstimmungslokal und zurück, insgesamt 40 Minuten, aus Angst vor dem Zuspätkommen zu Fuß gemacht. Vier Tage nach des D-Zug-Jungen Ankunft, nach all den Strapazen. Das tat oberschlesische Heimatliebe. So fuhr man denn zur Taufe.

Die Eintragung auf dem Standesamt bot ebenfalls Schwierigkeiten. Der alte Beamte verlangte die Anmeldung bei der Gemeinde, in deren Bereich Ulrich zur Welt gekommen war. Die Erklärung des Vaters, er habe in dem betreffenden Augenblick anderes zu tun gehabt, als nächtlicherweile vom fahrenden Schnellzuge aus auf den entscheidenden Kilometerstein zu schauen, erkannte der Herr nicht an. Erst die Äußerung, dann würde der Junge überhaupt nicht eingetragen, obwohl inzwischen Glückwunschtelegramme des Herrn Reichspräsidenten und des Ministers des Inneren eingegangen seien, bewog den Beamten, die Einschreibung vorzunehmen. In die Rubrik „Geburtsort" wurde aber eingetragen: Geboren im D-Zug auf der Abstimmungsfahrt nach Oberschlesien.

Seitdem kann Ulrich auf alle Fragen, wo er geboren ist, nichts anderes antworten als was der Standesbeamte ihm beurkundet hat. Und wenn er dann als historischer Junge bezeichnet wird, so trägt er diese Bezeichnung mit ersichtlichem Stolz. Vor etwa einem Jahre hat er sich bei einer Schlesierzusammenkunft in Essen von der Bühne herab vorgestellt mit den Worten: „Liebe Landsleute, ich bin auch ein Schlesier, denn ich bin am 16. März 1921 im D-Zuge auf der Abstimmungsfahrt nach Oberschlesien geboren," und die überraschten Landsleute, etwa 700 an Zahl, haben diese Feststellung mit freudigem Beifall aufgenommen.

Das alles klingt gewiß märchenhaft, und doch ist es unbestreitbare historische Wahrheit. Auch ein Berichterstatterirrtum ist vollkommen ausgeschlossen. Ich weiß das mit unzweifelhafter Bestimmtheit. Ich bin nämlich — Ulrichs leiblicher Vater.

Wolfgang Wallisfurth.

Wallfahrt zur Heimat

Aus den Tagen der oberſchleſiſchen Volksabſtimmung

Eiſenbahnfahrt

Das Lied der Deutſchen übertönt das Räderfauchen des Zuges, zittert wie ein Segen durch die Nachmittagsſtille des leuchtenden Frühlingstages.

Wir im letzten Wagen ſchauen nicht fremd aneinander vorüber. Wir kennen uns, wer weiß, wie lange ſchon. Und doch trafen wir uns alle erſt in dieſem Eiſenbahnwagen. Niemand ſcheint darüber verwundert zu ſein. Lächeln letzten Verſtehens ſpielt um aller Lippen. Mein Gegenüber erzählt. Es iſt immer dasſelbe Geſpräch, das Menſchen führen, die zur Heimat reiſen. Doch ich horche hin. Nicht, weil mich der Tonfall des Elſäſſers aufmerkſam machte, nein, weit mehr!

Ich habe in ein Antlitz geſchaut, das mich im Augenblick die Geſchichte eines Daſeins durchleben ließ. Der Mann mag 65 Jahre alt ſein. Daß die Sorge graue Fäden in ſein Haar geſponnen hat und ſeine Hände harter Arbeit Schwielen trugen, war nichts Außergewöhnliches. Was mich zu innerſt erfaßte, war der Ausdruck ſeines Geſichtes. Es war ein Geſicht, deſſen ungezählte Runzeln es durchfurchten wie tauſend Kreuzwege des Daſeins, wie lauter Kummergaſſen ſchweren Erlebens.

Der Mann erzählte, wie er unter den größten Schwierigkeiten aus dem nun franzöſiſchen Elſaß heimreiſe, ſeit 30 Jahren, langen Jahren zurück in die Heimat reiſe. Die Franzoſen hätten es ihm nicht leicht gemacht.

Er lachte, daß ſeine urgeſunden Zähne blitzten. Er hatte zwei Söhne im Kriege verloren. Das ſagte er wie Selbſtverſtändlichkeit. Und eben ſo ſelbſtverſtändlich war es ihm, daß er ſich trotz aller Schikanen nicht zum Franzos machen laſſe und daß er jetzt, ein Deutſcher, nach der Heimat fahre, ſein Stimmrecht auszuüben.

Das machte ihn froh. Er erzählte wie einer, dem das Herz zum Überfließen voll iſt. Das viele Erzählen ſpann ihn in die Gärten der Erinnerung ein. Er wurde ſtill.

— —

In Brieg erwachte er aus ſeiner Beſchaulichkeit. Ein beflaggter Zug deutſcher Soldaten, auf dem Wege zum Truppenübungsplatz, fuhr an uns vorbei.

Der alte Mann aus dem Elſaß ſtand am Fenſter und winkte ... Und während langſam die beiden Züge auseinanderſtrebten, trug uns ein eilfertiges Vorfrühlingslüftchen bekannte Weiſen herüber:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern findſt du nit ...

Und als der Zug mit lautem Gepolter den Bahnhof verlaſſen hatte, klang es von fern:

In der Heimat, in der Heimat,
da gibt's ein Wiederſehn!

Alles war ſtill im Wagen. Mein Gegenüber ſagte nur:
„Seit November 1918 hab ich keinen deutſchen Soldaten mehr geſehen — —"
Kaum achtete jemand auf ſeine Worte. Jeder hing ſeinen Gedanken nach.
Als ich unverſehens in der Stille aufſchaute, ſah ich, daß über die gefurchten Wangen des Alten verhaltene Tränen perlten, die, ſo oft er ſie auch wegwiſchen mochte, nicht verſiegen wollten.
Wir alle ſchwiegen im Bewußtſein ſeltener Ergriffenheit. Und dieſe Augenblicke waren Gottesdienſt im Gedächtnis jener beiden Söhne unſeres greiſen Landmannes, die früh und fern in fremder Erde ein kühles Grab gefunden.

— —

In Oppeln mußten alle den Zug verlaſſen. Ich trug den Koffer des Alten, bis ſich unſere Wege trennten. Er reichte mir, wie zum Danke, ſeine ſchwielige Hand und ſagte: „Auf Wiederſehen!"
Ich glaube nicht, daß ich ihn jemals wiederſehen werde. Doch ich werde ihn kaum vergeſſen können. Und auch ſeinetwegen bin ich ſtolz, ein Oberſchleſier, ſein Landsmann, zu ſein.

Heimatſtadt

Im letzten Glanz der Abendſonne gleißten ſchon fern die Türme und Dächer der Stadt. Der Zug fuhr langſamer. Alles ſtand an den Fenſtern und blickte hinaus. Am Wegrain hockten franzöſiſche Soldaten. Sie rauchten und ſchwiegen. Dachten vielleicht heiterer Vorfrühlingstage in der Gascogne oder Bretagne, indem ſie hier die Schwermut des Oſtens verſpürten. Sie ſchauten dem Landmann zu, der ſäend über harte Schollen ſchritt. Das heiſere Gekrächz der Krähen, die ihn umſchwärmten, zerſtörte die Andacht abendlichen Glockengetöns der Stadt.
Ich durchmaß die alten, engen Straßen und fühlte, wie der Engel meiner Jugend unſichtbar neben mir ging. Ich ſchritt an Fenſtern vorbei und an Türen, die mir ſo ſeltſam leer erſchienen.
Und leer ſchritt ich an fremden Menſchen vorüber.
Mein Engel führte mich in düſtern Kirchenraum. Vor dem Bilde der ſchwarzen Muttergottes hatte ich einſtens mit zitternder Kinderhand wächſerne Opferkerzen aufgeſteckt. Heut brachte ich nichts; doch drinnen, tief in meinem Herzen brannte ein Licht . .
Als ich wieder durch die Straßen ſchritt, ſchien mir nichts fremd. Und meine Augen müſſen geleuchtet haben.

Abstimmungsabend

Im Antlitz jedes einzelnen war fiebernde Erwartung zu lesen. Letzte Nervenspannung duldete niemanden in den Häusern. Straßauf, straßab wogte erregtes Stimmengewirr. Je näher der Abend kam, desto voller wurden die Straßen. Gast- und Kaffeehäuser strotzten vor Fülle.

In einem kleinen Kreise guter Menschen verbrachte ich den Nachmittag im Banne heimatlicher Dichtung. Zu Beginn der Dunkelheit schieden wir.

Abends saß ich beim müden Schein der Petroleumlampe in einem Wandervogelstübchen, und wir, zwei junge Menschen, sprachen vom Weg, Sehnen und Ringen deutscher Jugend . . .

Von der Straße herauf quoll das wogende Geraun wartenden Volkes. So nach der zehnten Stunde drängten wir uns durch die lebhafte Menge.

Da. — Was ist? — Alles eilt. — In der Tiefe der Straße schwirren Rufe. — Vom Regierungsgebäude her erheben sich Stimmen. — Alles fragt. — Was ist?

Da! — Man hört singen. — Ungewollt sind Reihenkolonnen gebildet. Was gibt's? Abstimmungsergebnis!

Hurra! Oppeln über neunzig Prozent deutsch! geht es von Mund zu Mund.

Plötzlich, ohne Aufforderung, ohne Vereinbarung, wird alle Freude zum Danklied: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt! . . ." Wer singt nicht mit? — Durch die Interalliierten verboten?! — Wer verbietet noch? Heil dir, Heimat! Glückauf O.-S.!

Wie loher Lavastrom schäumt das Lied durch alle Straßen und Gassen. Fenster öffnen sich; Tücherschwenken, Hoch- und Heilrufe ohne Ende. Straßauf, straßab.

Vor dem Regierungsgebäude steht eine Kompagnie französischer Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett. Laßt sie stehen und staunen! Und die fremden stolzen Fahnen, laßt sie nur wehen! Bald ist's wie ein böser Traum vorbei . . . .

Fortgerissen von der unhaltbaren Woge, gelange ich zum Rathause, wo sich die Menge staut. Wie einst, als Bub, da ich weder Taschentuch, noch Hosenträger kannte, klettere ich auf die Brüstung. Neben mir flammen Fackeln auf. Einer aus der Menge, bald zwei, drei reden. Man versteht sie kaum; doch jeder weiß, was sie sagen. Entblößten Hauptes singt alles.

Es sind immer die gleichen Lieder, die ohne Aufhören gesungen werden, die lieben alten deutschen Lieder . . .

Die erste Stunde des neuen Tages ist schon vorbei, da verebbt allmählich der Gesang, verliert sich langsam der wogende Strom.

Die Straßen liegen sanft im Mond- und Sternenschein, und die plätschernden Brunnen werden nicht müde, sich immer wieder von den leuchtenden Fackeln des Oppelner Abstimmungsabends zu erzählen. Glückauf O.-S.! Alfons Hayduk.

Babette

Bei uns in der Stadt gab es ein Haus, das ganz von deutschfeindlichen Parteien bewohnt war. Wie eine Insel des Unfriedens stand es mitten im heimattreuen Gebiet. Ich mußte oft in jenes Haus; oben in der kleinen Giebelstube hauste unsere Näherin, ein ausgewachsenes, krankes Persönchen. Da weiß ich, was Fräulein Babette in der Abstimmungszeit durchgemacht hat! Angefangen vom kleinen Sohn des Hausmeisters, der ihr bunte Blätter über Nacht an die Tür klebte: „Haß den Deutschen, wir wählen nur für Polen!" — bis zum Wirt selber, der ihr mit Kündigung drohte, wenn sie bei der Abstimmung nicht für Polen stimmen würde. Die Leute unter ihr heizten, seitdem sie wußten, daß Fräulein Babette treu zu Deutschland hielt, ihr Zimmer nach der anderen Seite des Hauses, und die Näherin hatte es dadurch um vieles, vieles kälter in ihrem Dachstübchen, denn der Fußboden war eisigkalt, und mit eisigkalten Füßen ging sie jeden Abend ins Bett. Essen bekam sie auch nicht mehr von dem wohlhabenden Bankier im ersten Stock, kurz und gut, wo man nur irgend konnte, suchte man dem armen Wesen irgend einen Schaden zuzufügen. Und trotzalledem blieb Fräulein Babette tapfer; wohl halfen ihr einige gute Menschen, die um ihr Unglück wußten, aber ihre seelische Not, die Unterdrückung und Lieblosigkeit konnten sie nicht abschwächen. Und dann kam der große Tag, an dem es sich entscheiden sollte, ob Oberschlesien bei Deutschland bleiben würde. Fräulein Babette hatte mit Zittern diesen Tag erwartet, wußte sie doch, daß er allen Leiden die Krone aufsetzen würde. Früh schon fand sie den Wasserhahn abgesperrt, so daß sie sich weder waschen, noch Kaffee kochen konnte. Die Tür hatte man ihr mit Kisten und Eisenstangen von außen verbarrikadiert, Kohlen hatte sie auch nicht oben; keinen Bissen warmes Essen konnte sie sich bereiten! Aber das allerschlimmste blieb doch die Tür; wie sollte sie zum Bahnhof? Und vielleicht kam es gerade auf ihre Stimme an! Ganz verzweifelt sehe ich sie noch am Fenster stehen, sich weit hinauslehnend, um einen Menschen zu erspähen, der ihr helfen könnte. Ich begleitete meinen Vater täglich in den Dienst, und zufällig schaute ich zu dem Dachfenster der armen Näherin auf. Ich sah ihr Winken und machte meinen Vater darauf aufmerksam. Sofort liefen wir beide in das Haus, räumten die Kisten und Eisenstangen vor ihrer Tür weg und drangen glücklich bis in das Zimmer vor. Die Freude der Näherin war grenzenlos; wir brachten sie noch bis zum Bahnhof, um sie vor neuen Gehässigkeiten der Mitbewohner zu schützen, und ihr letztes Wort, das sie uns aus dem Zuge zurief, war:

„Alles für Deutschland!"

Lia Glanbitz.

Jungen im Putsch

Frieden in Oberschlesien! Wir Jungen mit unserer 12jährigen Schulweisheit haben die Ironie wohl gefühlt, die in diesen Worten lag. Viele häßliche Begebenheiten sind unserem Gedächtnis entschwunden, nur wenige schattenhafte Bilder, die uns bis ins Innerste berührt haben, sind uns erhalten geblieben. Tiefe Erbitterung erfaßt uns heute noch, wenn wir an die Elendszeit und ihre Folgen denken, welche die fremde Besatzung und der Putsch uns brachten. —

Unser Haus lag dem Turnplatz des Gymnasiums gegenüber. Ein schottischer Offizier und ein Franzose gingen vorbei. Die Schüler tauschten spöttische Bemerkungen über das kurze Röckchen des Schotten aus, da kletterte der Franzose plötzlich über den Zaun und lief mit gezogenem Seitengewehr auf die Jungen zu. Alle rissen aus, nur einer blieb ruhig stehen. Ohne ein Wort zu sagen, stieß ihm der Franzose die blanke Waffe in den Leib, und mit gellendem Schrei brach der Junge zusammen. Der Franzose steckte das Seitengewehr ruhig in die Scheide und kehrte auf demselben Wege wieder zurück.—

Putsch! Wir konnten es nie begreifen, wie es rechtlich möglich war, daß uns die Polen mitten im Frieden überfallen konnten, um uns mit bewaffneter Hand die Heimat zu rauben.

Gewehrknattern, Handgranatenschlag, blutige Kämpfe, Belagerungszustand, die „Schwarze Liste", Flüchtlinge und Elend, graues, bis in die Jetztzeit währendes Elend — das war der Putsch!

Eine Nacht — es war gegen Ende des dritten Putsches — blieb uns ganz besonders im Gedächtnis. Wir saßen um den Tisch herum, da setzte das übliche „Abendkonzert" ein, diesmal aber zeitiger als sonst. Erst fiel ein Schuß — ein Maschinengewehr ratterte — ein zweites — ein drittes — und jetzt krachten in rascher Folge die Handgranaten, daß die Scheiben klirrten. Immer näher kam das Feuer. An unserem Fenster huschten Gestalten vorbei, wir hörten Stampfen und unterdrückte Kommandos. Mit bleichen, angsterfüllten Gesichtern starrten wir uns an. Das Gefecht spielte sich in unserem Hofe ab. Die Kugeln prasselten jetzt gegen unser Haus, die Lichtleitung wurde zerschossen, und in dumpfer Angst preßten wir uns in der Finsternis an die Fensterwand, um von den Kugeln nicht getroffen zu werden. Das war der oberschlesische „Frieden"!

— — Eine bittere Jugend liegt hinter uns. Erst kam der Krieg, da mußten unsere Väter ins Feld hinaus, und wir kämpften in der Heimat, d. h. wir hungerten! Unsere Klasse hielt damals einen traurigen Rekord: zwei Drittel der Schüler waren unterernährt. Wir haben alles mit gutem Mut ertragen; es war halt Krieg! Doch schlimmer als der Krieg war für uns die Nachkriegszeit, die uns die fremde Besatzung brachte, die wüste Polenhetze, den Putsch und die willkürliche Aufteilung unserer Heimat.



Brückensprengung bei Cosel — *Lichtbild Zerbe / Oberglogau*



Sprengung der Oppelner Brücke — *Lichtbild J. Gallus / Bolko*



Deutſche Flüchtlinge aus dem Landkreiſe Coſel in Oberglogau

Lichtbild A. Kosian Oberglogau



Zerſtörte Kirche, Alt Coſel

Lichtbild Zerbe / Oberglogau



Polnische Artillerie



Polnischer Tank



Zwei Insurgenten



Französische Verbrüderung mit Schomberger Insurgenten. Auf der Feldwache



Italienische Besatzungstruppen im Kampf mit polnischen Aufständischen

Lichtbild Zerbe / Oberglogau



Deutſcher Selbſtſchutz durchzieht die Stadt Kreuzburg O/S.

Lichtbild Biedermann/Kreuzburg



Sammlung von Freiwilligen — *Lichtbild A. Kosian / Oberglogau*



Zusammenstellung der Kompagnie — *Lichtbild A. Kosian / Oberglogau*



Selbſtſchutz, Stellung bei Landsmiers bei Coſel *Lichtbild Kosian | Oberglogau*



Denkmal für die Selbſtſchutzkämpfer in Beuthen O/S. *Lichtbild E. Boberski | Rudzinitz*

Vieles, das unseren Eltern seelischen Halt gab, ging uns verloren; die Heimat war das Letzte, das uns blieb. Als wir noch Jungen waren, mußten wir es dulden, daß sie von Fremden zerrissen wurde; jetzt, da wir gereifter sind, sehen wir wie sie verblutet.
Können wir denn in dem deutsch gebliebenen Teil auch wirklich wurzeln — für die Zukunft bauen? Müssen wir nicht täglich gewärtig sein, daß uns eine gierige Hand auch noch den Rest entreißt?
Damals, als Oberschlesien aufgeteilt wurde, haben wir das Vertrauen zur Gerechtigkeit verloren, nicht aber das Vertrauen zur eigenen Kraft. Sicherer als je wissen wir, daß wir uns die geraubte Heimat zurückholen werden. Nicht kleinlicher Haß gegen Polen treibt uns hierzu, sondern die Liebe zur unserer Heimat, zur eigenen Scholle, und — die Not!

P. Bartoschek.

Die grausige Karmittwochnacht des Jahres 1921 in Karf O/S.

Die Abstimmungsschlacht um Oberschlesiens Zugehörigkeit am 20. März 1921 war geschlagen. Ein frohes Aufatmen bei den obsiegenden Deutschen über das günstige Ergebnis für Deutschland — —, ein infernalisches Aufheulen aber bei der bezahlten Meute der Schreier, Helfershelfer und Leibgardisten Korfantys ob ihrer Niederlage!
Im Auftrage des Kreiskontrolleurs von Beuthen O/S., des englischen Oberleutnants Cockerel, hatten die Volksabstimmung in dem Orte Karf und Umgegend sieben aus dem Landkreise Beuthen zusammengezogene Landjäger vor Gewalttätigkeiten zu sichern. Als Wachtlokal wurde ihnen ein Zimmer im I. Stock des Loose'schen (jetzt Gorziwoda'schen) Hauses in Karf, von den polnisch Orientierten damals die „Deutsche Burg" genannt, angewiesen, von wo aus die Patrouillen abkommandiert und auch abgelöst wurden. Da der Kreiskontrolleur nach erfolgter Abstimmung es verabsäumt hatte, die Landjäger abzubernfen, mußten sie weiter auf ihrem Posten verbleiben. Uns 22 deutschen Familien, die wir damals das Loose'sche Haus bewohnten, war dies sehr angenehm, denn seit dem Abstimmungstage tauchte immer wieder das wilde Gericht auf, daß die fanatisch verblendeten Polen die „deutsche Burg" stürmen würden. Da das Wachtlokal der Landjäger unter meinem Schlafzimmer lag, ging ich am 22. März mit meiner Familie abends um 10 Uhr, in alle Sicherheit gewiegt, zu Bett. Kaum waren wir jedoch eingeschlummert, als uns ein donnerähnliches Getöse aus dem Schlafe weckte. Ich sprang auf den Balkon hinaus und stellte beim Laternenschein fest, daß man mit einer Handgranate das Haustor und ein Schaufenster unseres Hauses gesprengt hatte. Auf der mit Glas- und Holzsplittern übersäten Straße bewegten sich verdächtige

Gestalten und versuchten, sich unserem Hause zu nähern. Doch auf dem Balkon unter mir lagen wachsam drei brave Landjäger und hielten die immer heftiger anstürmende Horde mit ihren Parabellum-Pistolen im Schach. „Straße frei! Zurück, ich schieße! — Wer noch einen Schritt näher kommt, bekommt eine Kugel!", hörte man die Landjäger abwechselnd rufen und mit Pistolenschüssen nötigenfalls die Straße säubern. Bald setzte seitens der Angreifer ein starkes Gewehrfeuer ein, das immer mehr anschwoll und sich nicht nur auf die Fenster des Wachtlokals konzentrierte, sondern bald über die ganze Hausfront verbreitete. Die Geschosse prasselten nur so in unser Schlafzimmer; Glas-, Holz-, Ziegel- und Mörtelstücke flogen in unsere Betten. Auf allen Vieren kriechend, ein kleines Kind in den Armen, flüchteten wir aus dem vorderen in den hinteren Wohnungsflügel. Doch ach, das Feuer der Kanaillen griff auch auf die Nordfront des Hauses über, und der anliegende Rösner'sche Bauhof mit seinen vielen Holzstößen bot den Angreifern gute Deckung. Die sieben Landjäger mußten sich nun auf das Haus verteilen: drei Mann verteidigten die vordere, zwei die hintere Hausfront, und zwei bestiegen das Dach des Hauses, um unterstützend auf der Seite eingreifen zu können, wo es gerade notwendig wurde. Ich konnte mit meiner Familie mich vor dem Kugelregen auch in den nördlichen Zimmern nicht weiter halten. Deshalb suchten wir Schutz zwischen den Korridormauern, soweit diese beiderseits keine Türöffnungen hatten.

Das Knattern der Gewehrschüsse verdichtete sich immer mehr. Das Haus stand in Dunkel gehüllt, denn kein Inwohner wagte es, ein Licht anzuzünden, und die Straßenlampen waren sämtlich zerschossen und darum finster. In der Dunkelheit schlichen sich einzelne Verwegene näher an unser Haus heran und warfen Gasgranaten in die Durchfahrt und in das Treppenhaus unseres Hauses. Dem Lehrer Luza flog eine derartige Granate durch die Balkontür ins Schlafzimmer. Uns wurde nun auch in dem Korridor ein weiterer Aufenthalt unmöglich, da der Raum nach und nach ganz mit Rauch und Giftgas angefüllt war. Wir Erwachsenen wollten vor Hustenreiz bersten, die Kinder lagen am Fußboden und erbrachen. In aller Verzweiflung flüchteten wir über den Treppenpodest zum Lehrer Hoinko, dessen Wohnung nicht so sehr mit Gas verpestet war. Hier hatte bereits die Familie des Postschaffners Luda ihre Zuflucht gefunden, und nun drückten wir uns — ein Klumpen von 18 Personen — in die äußerste Korridorecke, jeder still für sich grübelnd, was für ein Ende wohl die Nacht für uns nehmen würde. Es schlug Mitternacht, es schlug ein Uhr! Doch die Schießerei nahm unerbittlich ihren Fortgang. Gegen zwei Uhr nachts kroch ich mit dem Lehrer Hoinko auf seinen Balkon. Da erschien gerade ein fremder, unbekannter Apo-Offizier vor dem Hause und rief nach dem Wachtlokal hinauf: „Befehl vom Kreiskontrolleur: Die Landjäger sollen das Feuer einstellen und sofort herunter kommen!" Nach seinem Namen befragt, konnte er sich nicht genügend ausweisen und mußte verschwinden. Nach-

träglich bewahrheitete sich die Vermutung unserer braven Landjäger: Es war dies ein verkleideter Pole, der die Landjäger hinterlistig herunterlocken und der wütenden Menge ausliefern wollte. Trotzdem wir bei unserer Beobachtung am Fußboden lagen und nur ein klein wenig unsere Köpfe zum Balkon hinausstreckten, schwirrten uns Kugeln um unsere Köpfe, sodaß wir uns wieder in den Korridor zu den Unsrigen zurückziehen mußten.

Es wurde drei, vier, fünf Uhr morgens, doch das Gewehrfeuer hielt, sich eher verstärkend, mit einer grenzenlosen Verbissenheit an. Unsere Kinder weinten laut, unsere Frauen beteten zitternd um Erbarmen, den Postschaffner L u d a schüttelten am Boden Herzkrämpfe. Wir Kriegsteilnehmer zeigten zwar äußerlich eine gefaßte Haltung und ermunterten zum Starksein, aber uns war angesichts der jammernden Frauen und weinenden Kinder gewiß auch nicht rosig zu Mute. Es ertönte die Morgenglocke, im Osten stieg die Morgenröte auf, es läutete zum Kirchgang ... alles umsonst! Unglaublich, aber wahr: Der Kampf nahm seinen Fortgang! — Der Verstand stand einem still! — Man fragte sich, ob man es mit Verrückten oder mit Teufeln zu tun habe! — Alles umsonst!

Als es hell geworden war, sah man, wie sich ein Leichenzug auf Umwegen — die Dorfstraßen waren sämtlich von exaltierten Haufen gesperrt und besetzt — um Karf herum nach dem Friedhof bewegte, wie selbst von dem hochliegenden Friedhof nach uns geschossen wurde, wie von den Dachfirsten, aus Dachluken und aus Bodenfenstern der umliegenden Häuser unzählige Gewehre ihre Geschosse nach uns spien .....! Ein Bürgerkrieg im kleinen! Aber was für einer: Ein ungleicher Kampf von vielen Tausenden gegen nur sieben Landjäger, die bloß mit Pistolen bewaffnet waren!

Wo sind denn die französischen Besatzungstruppen aus Beuthen und Miechowitz geblieben, die uns Schutz gewähren sollten? Nachträglich erfuhren wir, daß diese in der bewußten Zeit in Autos Waffen und Munition bis an die Bahnunterführung in Karf herangebracht und an die Polen verteilt haben. Sie machten zu den ihnen bekannten Gewaltakten beide Augen zu und schienen diabolisch nur darauf zu lauern, daß die urteilslose, am Gewissen bankerotte Horde die Landjäger überwältige und morde.

Da man trotz tausendfacher Übermacht die sieben tapferen Langjäger nicht niederringen konnte, wurde beschlossen, das belagerte Haus in die Luft zu sprengen. Aus Scharley wurde per Auto ein Minenwerfer herbeigeschafft. Im Hofe des Fleischermeisters Kijas machte man schon die geballte Ladung zurecht, als der Maschinenwärter W e w i o r, der mit Familie gleichfalls in dem Unglückshause wohnte, auf dem Wege von der Nachtschicht dazukam. Auf seine dringenden Vorstellungen hin, daß bei dieser unverantwortlichen Aktion die Kinder von 24 Familien unschuldig ihr junges Leben lassen müßten, ließ man zu unserem Glück diesen verbrecherischen Vorsatz wieder fallen.

Am nächsten Morgen waren drei Landjäger infolge von Verwundungen kampfunfähig. Die Munition der übrigen wurde allmählich knapp und ging bald ganz aus. Nach kurzer Verhandlung der kämpfenden Parteien hißte um 8 Uhr vormittags der jüngste Landjäger auf Befehl des wachthabenden Landjägermeisters Nowak vom Balkon aus eine behelfsmäßige weiße Fahne, ließ sich an einem Bettuch vom Balkon auf die Straße hinab und ging mit aufrecht erhobenen Armen den Belagernden entgegen, um mit ihnen wegen freien Abzugs zu verhandeln. Entgegen der gegebenen Zusicherung knüppelte man aber den Parlamentär nieder — und — stürmte in diesem Augenblick von allen Seiten gleichzeitig in das Haus ein. Johlend vor Wut stürmten die Höllengeister das Treppenhaus hinauf, zersplitterten die Entreetür zum Wachtlokal, fanden aber den Korridor mit schweren Möbelstücken verbarrikadiert. An die Landjäger war nicht heranzukommen.

Durch die Barrikade hindurch wurde nun verhandelt, und zwar mit dem Ergebnis, daß die Landjäger freien Abzug erhalten sollten, wenn sie vorher ihre Waffen abgeben würden. „Wir waren auch Soldaten und wissen unser gegebenes Wort zu halten", versicherte der Polenführer Stroka aus Karf. Einzeln kletterten nun die Landjäger nacheinander über die Barrikade, nachdem sie ihre Waffen vertrauensselig abgegeben hatten. Der Nachkommende sah nicht, wie es seinem Vordermann erging, sonst wäre er nicht hervorgekommen.

Die fanatisch rasende Menge stürzte sich nun gleichzeitig auf die einzelnen Opfer, spie sie an, stieß sie mit Fußtritten die Treppen hinunter, riß ihnen die Kleider vom Leibe und schlug mit Knüppeln solange auf die Verratenen ein, bis sie leblos zusammensanken. Einigen von ihnen gelang es, bis auf die Straße zu kommen, aber die Bluthunde ließen sie nicht mehr aus ihren Klauen. Einen sah ich auf einem Steinhaufen am Straßenrand liegen, dem man glühende Asche ins Gesicht schüttete, ein anderer wurde gleichzeitig unter dem Wegekreuze gegenüber dem Lipinsky'schen Gasthaus gepeinigt, geschändet, verstümmelt und zu Tode gemartert. Ein bestialisches Weib sah ich, wie es auf dem Leib einer Leiche trampelte, dabei unheimlich johlend: „Schlagt ihn tot! Er ist noch nicht steif!"

Vier treue Beamte, die nichts verbrochen, sondern nur ihre Pflicht getan haben, mußten unter der scham- und gewissenlosen Wut einer von dem Volkstribun Korfanty aufgehetzten Menge ihr Leben aushauchen.

Die entmenschte Menge raste, nachdem sie Blut gesehen hatte, weiter. Man hörte unter und über uns die Entreetüren splittern. Wir öffneten unsere Tür freiwillig, und — eine wutschnaubende Rotte, bestehend aus Fremden und bekannten Karfer und Miechowitzer Gesichtern, durchsetzt von Mitgliedern der polnischen Soldateska, — allerdings ohne nationale Abzeichen —, der Hallerarmee und der bojovka polska, an

der Spitze ein leibhaftiger Räuberhauptmann mit Säbel, Dolch und Pistolen im Gurt und zwei schußbereiten Revolvern in den Händen, stürmte herein. Nachdem die ganze Hoinko'sche Wohnung ergebnislos nach Waffen abgesucht worden war, hieß es: „Die Kinder und Frauen können hier bleiben! Die Männer aber kommen mit!" Auf unsere Frage nach dem Zwecke antwortete man uns: „Die Leute behaupten, daß hier auch von Zivilisten geschossen worden ist. Das Volk soll sagen, wer von ihnen schuldig oder unschuldig ist. Und übrigens: Wo sind die Kriminalisten Dudek und Orzechowski im Hause versteckt?"

Nun wurde die Situation für mich äußerst ernst. Das Schicksal der armen Landjäger schien auch uns zu winken. Während der Lehrer Hoinko, welcher der polnischen Sprache mehr mächtig ist als ich, mit dem Polenführer Stroka noch verhandelte, zerrte man mich heraus. Am Treppenpodest gab es einen Auflauf: Einige Frauen aus dem Hause drückten hier dem sterbenden Häuer Merge, dem am Fenster eine Kugel das Herz durchbohrt hat, die Augenlider zu. Diese augenblickliche Verwirrung benutzte ich, um den Händen meiner Henker zu entwischen und in meine gegenüberliegende Wohnung zu verschwinden. Man fand mich hier jedoch bald wieder, und es ging zum zweitenmale das Treppenhaus hinunter. Auf meine Bemerkung, daß ich noch eine Flinte in der Wohnung hätte, führte man mich in meine Wohnung zurück. Doch es war nur eine Scheibenbüchse, die ich zum Abgeben hatte. Der Insurgent Deponte aus Miechowitz nahm die Büchse an sich und marschierte mit dieser Siegestrophäe nach Hause. Trotzdem schleppte man mich wieder znm Türausgang. In letzter, höchster Not fiel mein Blick auf die Photographie eines meiner Vettern, der sich als Grubensteiger im polnischen Sinne stark betätigte. Ich ergriff diese und hielt sie meinen Peinigern mit den Worten entgegen: „Leute, kennt ihr diesen Mann nicht? Es ist dies mein Verwandter! Laßt mich doch in Frieden!" Dieser Hinweis machte auf die blutgierige Meute einen überraschenden Eindruck. „Das ist ja unser Steiger!" riefen einige. Es bildeten sich nun zwei Gruppen unter ihnen. Während die eine mich zu schützen versuchte, rief die andere: „Er hat geschossen! Er muß hinunter!"

Ehe noch die mich bedrohende Horde einen einigenden Beschluß gefaßt hatte, war der Kreiskontrolleur mit einer Abteilung von Schottländern vor dem Mordhause erschienen und machte den Gewaltätigkeiten ein Ende.

Ich war gerettet!!!

An dem fluchbeladenen Hause erinnert eine schlichte Gedenktafel an den nichtswürdigen Brudermord. Ihre Inschrift, eine furchtbare Anklage, lautet:

„Die der Bruderzwist erschlagen,
Wecket der Heimat stilles Klagen
Nimmer zu der Sonne Glanz.

In Dienſt und Pflicht ſtarben hier am Morgen des 23. März 1921, drei Tage nach der großen Volksabſtimmung,

Landjägermeiſter Nowak,
Landjäger Karl Klipſch,
Landjäger Ernſt Mittmann,
Landjäger Leo Pietroſinski.

Sie waren vom Kreiskontrolleur, dem engliſchen Oberleutnant Cockerel, in dieſes Haus gelegt worden, um die von Gewalttätigkeit bedrohte Abſtimmung zu ſichern. Nach neunſtündiger Beſchießung, nach mehreren vergeblichen Hilferufen an die interalliierten Engländer, wurden ſie, von den in Beuthen und Miechowitz liegenden franzöſiſchen Truppen ohne Hilfe gelaſſen, von der aufgehetzten Menge erſchlagen.

Mein Landsmann, doch dann gehe
An dein Werk, daß neu erſtehe
Oberſchleſien frei und ganz!"

E. Prchalla.

Schutzlos

Am 18. und 19. Mai 1921 hatten ſich die Aufſtändiſchen das Ziel geſetzt, die Stadt Kattowitz einzunehmen bezw. zu beſetzen. Die ausgeſtellten Paſſierſcheine (Przepustka) waren für ungültig erklärt worden. An allen Eingangsſtraßen der Stadt wurde eine ſtrenge Kontrolle durchgeführt und auch jedem in Boguſchütz-Süd Wohnenden das Betreten des Stadtgebiets verweigert. Der Hauptſitz der freien Gewerkſchaften war damals das „Zentralhotel" gegenüber dem Bahnhof in Kattowitz. Am Morgen des 18. Januar gegen 6 Uhr verſuchte ich nun über Boguſchütz Nord den Weg der Ferdinandgrube zu benützen, um über die Schloßſtraße nach der Stadt zu gelangen. Die am Wege ſtehenden Notpoſten hatten mir erſt meine Przepustka für ungültig erklärt, mich jedoch paſſieren laſſen. Unmittelbar vor der Kreuzung der Chauſſee Königs-Hohenlohehütte hatten die Inſurgenten den Weg durch einen ſpaniſchen Reiter geſperrt; nur ein ſchmaler Durchgang war für den Verkehr frei. An dieſer Sperre befand ſich eine größere Anzahl bewaffneter Inſurgenten. Von dieſen wurde ich als der Vorſitzende der Heimattreuen von Domb erkannt, umringt und feſtgehalten. Die Freude dieſer Leute war ſehr groß, den Führer und Häuptling der Domber Heimattreuen endlich gefaßt zu haben. Man ſchleppte mich unter ſtarker Bedeckung nach der Telefonzentrale der Ferdinand-Grube. Ein Entweichen oder ſich zur Wehr ſetzen war unmöglich. Nach Eintreffen des Inſurgentenführers, dem ich bekannt war, wurde ich

ins Gesicht geschlagen, später mißhandelt, indem ich über eine Bank gelegt und mit einem Ochsenziemer traktiert wurde. Während der Tortur mußte ich „es lebe Polen" rufen. Nach einer viertelstündigen Pause wurde ich auf dieselbe Weise noch einmal geschlagen. Zynisch wurde mir bedeutet, daß dieses erst das Frühstück wäre, mittags sollte sich dieselbe Prozedur in Domb wiederholen, nachdem man mich dorthin überführt haben würde. Anfänglich wollte man mich nach dem Hauptquartier Schoppinitz transportieren, sah aber davon ab, weil man fürchtete, daß mich Korfanty, dem ich persönlich bekannt war, freilassen könnte. Man führte mich also den Weg nach Domb zurück, wobei es mir gelang, am Kreuzungspunkt Schloßstraße zu entfliehen. Vor mir war ein Radfahrer, mit einem Browning bewaffnet, welcher schon im Voraus meine Gefangenmachung bekanntmachen sollte. Rechts und links neben mir gingen mit geladenen Gewehren zwei Insurgenten. Auf diesem Wege wurde mir klar, daß, wenn es mir in dieser letzten Minute nicht noch gelänge zu entfliehen, ich mein Leben als verloren ansehen müßte. An der Kreuzung der Schloßstraße gab ich meinem linken Begleiter einen Stoß, daß ihm das Gewehr entfiel; der rechte Nebenmann war in dem Augenblick so erschrocken, daß er vergaß, mich festzuhalten. Dieses benutzte ich, um im Zickzacklauf die Schloßstraße hinabzueilen. Meine Flucht fand an dem in der genannten Straße befindlichen Dominium sein Ende, wo mich meine Transportführer wieder einholten. Einer derselben legte das Gewehr an und wollte mich erschießen. Auf meine Hilferufe eilten die in dem Dominium stationierten Franzosen herbei und nahmen mich in Schutzhaft. Außer einem Streifschuß am Bein während der Verfolgung war meine Flucht glimpflich verlaufen. Trotzdem mich die Franzosen in Schutzhaft nahmen, versuchte es noch der zurückgekehrte Radfahrer, mich auf der Treppe mit dem Revolver zu erschießen. Nur durch das energische Eintreten des französischen Sergeanten wurde er an der Tat verhindert. Ich wurde nun von sechs, mit aufgepflanzten Gewehren bewaffneten Franzosen nach dem Stadttheater geführt, wo sich eine Wache der Franzosen befand. Der diensttuende Offizier fragte mich, ob ich Deutscher oder Pole sei. Nach einem kurzen Verhör kam ich vor den französischen Kreiskontrolleur. Inzwischen war den Führern der freien Gewerkschaften meine Verhaftung bekannt geworden. Durch ihre Vermittlung erhielt ich nachmittags gegen 5 Uhr meine Freiheit, mußte aber noch einen Revers unterzeichnen, daß die Franzosen nicht in der Lage seien, mein Leben zu schützen, da die Polen auf das Entschiedenste meine Auslieferung verlangten, weil ich angeblich zwei Polen erschossen haben sollte. Am nächsten Tage traf in Kattowitz eine internationale Kommission ein, der ich als Mißhandelter vorgeführt wurde. Dieselbe bestand aus dem franz. Gewerkschaftsführer Johaux, dem deutschen Gewerkschaftsführer Kohl und dem Polen Zulawski. Diese bezeichneten die an mir vorgenommene Handlungsweise als bestialisch. Auf Grund meiner Verletzungen mußte ich mich in das Städt. Krankenhaus begeben.

A. Bomba.

Vergl. auch „Zuſammenſtellung von Protokollen und Berichten über den dritten poln. Aufſtand im oberſchl. Abſtimmungsgebiet" 1. Folge, Seite 87 und Bild 80 (Deutſches Weißbuch).
Wie ſchutzlos ſich die Bevölkerung damals fühlte, zeigt u. a. auch die Tatſache, daß ſelbſt einzelne Gemeinden und Perſonen ſpontan aus ſich heraus ausländiſche Stellen um Hilfe anriefen, weil man noch an ein „Weltgewiſſen" und ähnliche Dinge glaubte. So drahtete der Arbeiterführer und Ortsgruppenvorſitzende der Heimattreuen von Domb-Joſefsdorf, Auguſt Bomba, am 12. 5. 21 an den Botſchafterrat in Paris:

Domb-Joſefsdorf, den 12. 5. 1921.

An den Botſchafterrat

Paris.

Unſere Gemeinde Domb-Joſefsdorf, Kreis Kattowitz, leidet unter den Gewalttaten polniſcher Aufrührer furchtbar. Geſetz und Recht der interalliierten Kommiſſion ſind von den Inſurgenten aufgehoben. Völlig recht- und ſchutzlos iſt die friedliche Bevölkerung grauſamſten Mißhandlungen ausgeſetzt.
Wir appellieren an die Gerechtigkeit des hohen Rates und fordern Hilfe und Schutz. Wir bitten, unſere Heimat bei Deutſchland zu belaſſen, damit dieſe Zuſtände nicht verewigt werden und wir ungeſtört friedlicher Arbeit nachgehen können.

J. A.: A. Bomba.

Der Sturm auf die Stadt Tarnowitz

Am 6. Juni 1921

Die franzöſiſche Beſatzung der Stadt iſt geſtern abend abgerückt, nachdem ſie den Selbſtſchutz zum größten Teil entwaffnet und den Bahnhof in die Hände der Inſurgenten geſpielt hat. An 5000 Aufſtändiſche, zum Teil reguläre polniſche Truppen in Zivilkleidung, ſchwer bewaffnet mit Geſchützen, Minenwerfern und Panzerzügen, berennen ſeit geſtern abend die faſt wehrloſe Stadt, die von etwa 200 deutſchen Selbſtſchutzkämpfern, zum Teil nur mit langen Waffen ausgerüſtet, verteidigt wird.
Sechs Uhr früh, das Feuer ebbt ab, die Angriffe ſind abgeſchlagen. Gott ſei Dank. Doch nach kurzer Zeit erhebt ſich der Sturm von neuem und wächſt nach 8 Uhr zu raſender Stärke. Immer mehr Maſchinengewehre werden von den Inſurgenten eingeſetzt und ſteigern durch ihr nervenzerſtörendes Hämmern das Feuer zum Höllenlärm. Dazu die dumpfen Schläge der Minen und Handgranaten. Immer zahlreicher werden

die Einschläge, immer näher kommen sie heran. Woher diese Menge von Kriegsmitteln? — Die Schutzwache an unserem Tore wird verstärkt. Ein Meldeläufer bringt die Nachricht, daß die Insurgenten zwei Panzerzüge in den Bahnhof gebracht hätten und von hier aus die Straßen abkämmten. Auch Geschütze hatten sie. Und wir? — — Warum läßt man uns im Stich? — Gibt es keine Männer mehr im Reich? — Hat sie alle der Erdboden verschlungen? —

Das Kampfgetöse nimmt ab. Haben sie sich wieder einmal die Köpfe eingerannt? — Täuschung; nur eine Atempause. Eine Patrouille kommt eiligst aus unserem südwestlichen Vorgelände zurück: „Sie ziehen jetzt ihre Kräfte nach unsern beiden Toren zusammen", meldet sie. Das kann gut werden. Vom Bodenfenster, das einen weiten Blick ins Freie gestattet, beobachten wir. Die Meldung stimmt. Feindliche Schützenschwärme entwickeln sich von Süden und Westen her nach unserer Richtung, nehmen Deckung hinter einem Bahndamm, und schon pfeifen die ersten Kugeln heran, klatschen gegen die Mauern, durchlöchern die Fenster und zerschlagen die Dachziegel. Jetzt sind wir an der Reihe. Es wird schlimm. Drüben werden die Schwärme dichter und rücken in den hoch in Ähren stehenden Getreidefeldern unsichtbar näher.

Unsre Selbstschutzkämpfer, kaum 20 Mann an unserm Tore, haben hinter den Steinpfeilern des Gartenzaunes, hinter Hausecken und Mauervorsprüngen Deckung gesucht und nehmen das Feuer auf, ruhig, kaltblütig. Wir beobachten jeden Schuß. Zwei-, dreimal setzen sie ab, bis sie ein gutes Ziel haben und abfeuern. Meist alte, kriegserfahrene Soldaten. Ein Grünrock vom Walde führt sie. „Wenn wir nur genug Patronen hätten!" bedauert einer. „Die 30 Stück sind bald verschossen". Und dann! — Das feindliche Feuer wächst schnell an. Maschinengewehre treten auch hier in Tätigkeit, Minen und Granatwerfer. Warum haben wir nicht auch welche! Es pfeift und heult, dröhnt und klatscht, rasselt und hämmert rings um uns her. Die Hölle ist los. Werden wir herauskommen? Doch daran denkt man wenig. Die Vergangenheit ist tot, die Zukunft versunken; wir sind zeitlos geworden, tasten nur noch in einem engen Spalt der Gegenwart. Wie sie hinkriecht, oder nein — wie sie dahinjagt. Wir unterscheiden es nicht mehr. —

Klatsch! Dicht nebenan schlägt ein Geschoß durchs Fenster, reißt ein Stück der Wölbung heraus und fährt zum Dache hinaus. Peng! Glassplitter fallen klirrend zu Boden; das Muttergottesbild an der Wand hängt zerfetzt im Rahmen; der Ofen zeigt ein beträchtliches Loch. Wir verlassen das bedrohte Zimmer und suchen Schutz auf der Gegenseite. Sicher ist man nirgends. Die ehernen Boten des Todes durchjagen das Haus in seiner ganzen Breite; Türen und Fenster durchschlagend. So durchsiebt ist unser ganzes Dasein. —

Nach einer Weile sitze ich in der Küche am Fenstertisch, dem Kampfe abgewandt und

ſchreibe die Eindrücke der Stunde in dieſes Tagebuch, damit ihm Friſche und Treue des Erlebens nicht mangele und damit ich meine aufgepeitſchten Nerven zur Ruhe zwinge. Sonderbar, je mehr es draußen tobt und raſt, deſto ruhiger wird es in mir. So muß es wohl ſein, wenn die Ruhe des Jenſeits nur noch durch eine dünne Papierwand von unſerm Diesſeits getrennt iſt. —

Plötzlich ein berſtender Knall, ein raſſelndes Getöſe als bräche das ganze Haus zuſammen. Mauerwerk und Dachziegel ſtürzen in den Hof hinab und bilden einen wüſten Schutthaufen dicht vor dem Fenſter, an dem ich ſchreibe. Die Küche iſt in eine dicke Staubwolke gehüllt. Nun wills mit dem Schreiben doch nicht mehr gehen. Ich eile hinaus, nach Weib und Kind zu ſehen. Wo ſind ſie? Verſtört kommt mir mein Weib entgegen. Der Junge macht blanke Augen. Sie ſind oben geweſen, habens noch näher erlebt. Auch ihnen iſt Gott gnädig geweſen. Ich atme auf. Dann ſehen wirs oben: Eine Granate hat das Dach getroffen und ein großes Loch geriſſen. Hart vorbei! — — Mitten im Kampfgetöſe ein Hupenſignal. Um die Ecke im Kugelregen jagt ein Auto. Ein Polizeioffizier ſitzt darin und eine Frau. Was bedeutet das? — Dann hören wir, der deutſche Oberleutnant B., ein Hageſtolz, hat den Wagen requiriert und eine Hebamme zu einer Wöchnerin geholt, deren ſchwere Stunde im Kampfgetöſe unvermutet gekommen war. Alles iſt gut gegangen. Der Leutnant hat bei dem ſtrammen Kriegsjungen Patenſtelle angenommen. Hats verdient. Der Vater kämpft irgendwo. Auf welcher Seite? — Wer fragt danach? — Man atmet einen Augenblick tief und warm und leicht auf. Eine Blume will aus dem Blutacker aufſprießen. Tat und Menſch? Wie wird das Schickſal dieſes Kindes ſein? — In welche Spalte ſoll ich dies ſeltſame Geſchehen einſchreiben? —

Und der Kampf geht weiter. Immer dichter ſchlagen die Geſchoſſe ein. Es ſcheint, als ob unſer Haus ein beſonderes Ziel abgäbe. Das iſt wenig tröſtlich. Später erfahren wir, der Feind hätte geglaubt, daß aus dem Hauſe geſchoſſen worden ſei.

Was iſt das? — Wo ſind unſre Verteidiger? Nur ein paar Mann erwidern noch matt aus dem Nachbargarten das Feuer. Jetzt ziehen auch ſie ſich zurück. Was bedeutet das? Verſchoſſen? — Umgangen? —

„Dort, dort kommen ſie, Vater!“ Mein Junge faßt meine Hand. Da ſchleichen ſie, geduckt im tiefen Straßengraben, hintereinander heran, oder an den Zaun des Friedhofs gedrückt, um kein Ziel zu bieten; das Gewehr ſchußfertig in der Hand. Verwegene, wilde Geſtalten, vielfach in zerriſſener feldgrauer Kleidung, ohne Disziplin und geordnete Führung. An der Spitze ein Kerl in Polizeiuniform, alle durch den polniſchen Adler gekennzeichnet. Manche tragen mehrere davon; müſſens nötig haben. Jetzt dringen die Angreifer auch durchs Weſttor ein und vereinigen ſich mit den Aufſtändiſchen vor unſerm Hauſe. Durch ein hochgelegenes Fenſter beobachten wir unauffällig ihr Vor-

gehen. Plötzlich schlägt ganz nahe eine Kugel durch die Scheiben, reißt ein Stück Mauer heraus und zwingt uns zurückzutreten.

Die Gegner suchen in die Stadt einzudringen, auf den nahen Kirchplatz zu. Da schlägt ihnen Feuer entgegen. Sie prallen zurück, suchen Deckung; ein Teil ergreift die Flucht. Die Verteidiger kommen wieder vor. Von neuem entbrennt der Kampf. Plötzlich von der Kirche her ein Trompetensignal, tänzelnd, fremd, französisch. Niemand beachtet es. Noch einmal; ohne Erfolg. Da — ein anderer Ruf, wohlbekannt, das deutsche langgezogene „Das Ganze halt!" Einmal, zweimal; das Feuer schweigt. Einige Franzosen der zurückgebliebenen Wache tauchen auf und trennen die Kämpfer. Was bedeutet das? Übergabe? — Wir wollen es nicht glauben, können es nicht fassen. Wild bäumt sich alles in uns auf. Waffen, Waffen! Warum haben wir keine Waffen! —

Die Insurgenten werden in die Peripherie der Stadt zurückgeschickt. Hunderte von ihnen umlagern unser Haus und werfen abschätzende Blicke darauf. Jetzt steigt für uns das Hauptdrama. Das Bisherige war nur Vorspiel; wir kennen solche Trauerspiele nur zu gut.

Sonderbar, wie das Leben davor mitunter noch ein grelles, kurz aufflammendes Lustspiel setzt, als wollte es erst den nötigen gegensätzlichen Anlauf zu dem Kommenden nehmen: Die Treppe zum Obergeschoß herab kommt die alte Freundin meiner Frau, eine alleinstehende, sehr resolute Dame, schwer bewaffnet. Aus der großen Tasche ihrer Wirtschaftsschürze ragt bedrohlich ein Schießgewehr, das Rohr einer Insektenspritze, deren Magazin mit fein gemahlenem Pfeffer gefüllt ist, bestimmt für die Augen der Angreifer in der letzten Not, wie die Tapfere es uns im Scherz oft ausgemalt hatte. Jetzt, im Augenblick tödlichen Ernstes in die Tat umgesetzt, reizt uns der unvermutete Anblick derart, daß wir in helles Lachen ausbrechen, wenn es auch nicht befreiend geklungen haben mag.

Denn im gleichen Augenblick donnern Kolbenschläge gegen die verschlossene Haustür; das Holz zersplittert. Zögernd wird geöffnet. Ein Schwarm wüster Gesellen, das Gewehr an einem Strick über der Schulter, Handgranaten und Pistolen im Gurt, dringt ein.

„Aus diesem Hause ist geschossen worden!" herrschen sie uns an. Vergeblich, es ihnen zu widerlegen. Es wird kritisch. Man ist auf alles gefaßt.

„Wir werden nach Waffen suchen, wehe, wenn wir etwas finden!"

„Bitte!" Der Rotkopf mit dem zusammengedrückten Gesicht äugt mich schief an. Ein kaum dem Knabenalter entwachsener Bursche fuchtelt mit der Pistole in der Hand umher und zeigt nicht übel Lust, sie knallen zu lassen. Andre gesellen sich ihm zu und dringen auf uns ein. Der ganze Flur ist von Bewaffneten erfüllt.

„Was wollt ihr von uns?"

„Was wir wollen?" lacht grell der mit der Piſtole, „wenn ihr wüßtet, wieviel von uns draußen tot liegen!"

Das Wort brennt lichterloh. Laute Rufe, blutunterlaufene Augen ſchreien nach Vergeltung. In dieſem Augenblick ſchiebt ſich ein älterer, unterſetzter Mann, einen dicken Ochſenziemer in der Hand, vom Eingang her gewaltſam durch die drohende Menge.

„Platz da! Was gibts?" Er wiegt ſeinen Knüppel in der Hand, ſteht dicht vor dem Eingang zu meiner Wohnung. Augen bohren ſich ineinander; Schweigen. Da fällt der Blick des Mannes auf mein Namensſchild an der Tür; er ſtutzt, muſtert mich von oben bis unten, nochmals das Schild und fragt:

„Sind Sie verwandt mit dem Bergverwalter von der Preußengrube?"

„Mein Bruder."

„So! Ich bin der Kommandant vom Bataillon Repten und halte auf Ordnung! Hier!" Er erhebt den Knüppel, der ſtark benutzt ausſieht, gegen ſeine Leute: „Ich bin Kommuniſt. Ihr Bruder, der Bergverwalter, war ein guter Mann, ſtreng aber gerecht und hatte ein Herz für ſeine Leute. Hab lange bei ihm als Häuer gearbeitet. Drum ſoll hier nichts paſſieren, ihr da! Verſtanden?" Er wendet ſich ſcharf gegen ſeine Leute; „Alles raus! Hier wird nicht mehr geſucht! Wer was mitnimmt, den holt der Deiwel! Ihr kennt mich!"

Er hält Wort. Doch ſeine Gruppe rückt weiter. Eine zweite Schar kommt, um zu ſuchen. Der Blutrauſch des Kampfes und die erſte Tuchfühlung mit dem Gegner ſind überwunden. Faſt alle der Neuen ſind aus den umliegenden Dörfern, in der Mehrzahl unreife, halbwüchſige Burſchen, aber auch ältere Leute, die den Krieg kennen. Die meiſten erwecken wenig Vertrauen. Verbrechertypen ſind darunter. Doch auch ſympathiſch anmutende Männer, die offenbar in dieſe Geſellſchaft nicht paſſen; mitgezwungen. Sie halten ſich zurück, werden von den anderen mißtrauiſch beobachtet. Einige flüſtern mir unter vier Augen zu, ſie ſeien deutſch, andre auch. Aber ſie hätten mit müſſen, ſonſt — die Kugel. Ich ſolle nur alles feſt verſchließen.

Dieſe Mahnung erweiſt ſich als ſehr berechtigt. An 20 Mann dringen in die Wohnung ein, durchſuchen alle Räume, Boden, Keller, Ställe, und nehmen mit, was ſie heimlich einſtecken können, ſogar meine ehrliche, alte Tabakspfeife. Das geht noch glimpflich ab.

Nach dieſem zweiten Schwarm kommt ein dritter, dann — zuguterletzt— noch ein einzelner Kerl, dem man an Geſicht und kurz geſchnittenem Haar noch deutlich den entſprungenen Zuchthäusler anſieht. Wir ſitzen ihm aber derart auf den Ferſen, daß er beutelos abrücken muß. Die vor ihm haben mehr mitgenommen: Kleidungsſtücke, Wäſche, Decken, Stöcke, Zigarren u. a. Einer mit dem roten Kreuz auf dem Arm

fordert unausgesetzt Ungarwein „für seine armen Verwundeten", ist aber selbst so betrunken, daß er kaum lallen kann.

Da sie trotz eifrigen Suchens keine Waffen finden, ziehen sie zuletzt grimmig ab, und wir schließen die Tür hinter ihnen zu. Hätten sie Waffen gefunden, es wäre uns übel ergangen. Eine 74jährige Witwe, bei der ein einquartierter französischer Offizier eine Handgranate zurückgelassen hatte, die man fand, wurde aufs schwerste bedroht, geängstigt und völlig ausgeplündert. Das gleiche Schicksal traf andere, bei denen man Waffen einschmuggelte, dann fand, um danach plündern zu können. Dazu wurden die grausamsten Mißhandlungen namentlich an denen verübt, die sich am Kampfe beteiligt oder als Flüchtlinge vom Dorfe her in der Stadt Schutz gesucht hatten. — —

Wir sind in des Feindes Hand, wehrlos, seiner Wut und Rache preisgegeben. Der Kampf hat aufgehört; nur vereinzelt fallen noch Schüsse. Ein vernichtendes Gefühl überfällt uns: besiegt, verloren! Wird das das endgültige Schicksal unserer Stadt sein? Gegen 4 Uhr nachmittags hören wir, die Stadt habe auf Betreiben des englischen Kreiskontrolleurs und der französischen Wache kapituliert. Weiterer Widerstand wäre Wahnsinn gewesen, weil die deutschen Kampfmittel erschöpft waren und der Gegner gedroht hatte, die offene Stadt mit Artillerie einzudecken. Das Spiel der Franzosen, auch diese Stadt den Polen in die Hände zu spielen, ist erreicht; doch ohne Ruhm und Ehre. — —

Robert Kurpiun.

Aus einem Tagebuche

Das Silber von Rauden — Ein deutscher Priester

Die nachfolgenden Blätter sind einem Tagebuche über die Insurgentenzeit in Rauden entnommen. Das Tagebuch verdiente, als eigenes Werk veröffentlicht zu werden. Im Rahmen dieser kurzen Erlebnisdarstellungen müssen wir uns leider mit der Wiedergabe von nur ganz kleinen Bruchstücken begnügen.

29. Mai.

Seit vorgestern hat uns die bisherige Stille den Rücken gekehrt und der kriegerische Lärm, die Unruhe und die Mannigfaltigkeit eines großen Heerlagers liegen über unserem Orte.

Der große Insurgentenstab Süd ist am 26. Mai abends plötzlich in Rauden erschienen und hat im Schlosse Quartier genommen. Kommandant ist Herr von Sikorski. Derselbe Offizier, der in den ersten Aufstandstagen auch in Rauden war.

Es gab ein furchtbares Durcheinander, denn die Herren sind in einer viel größeren Zahl nach Rauden gekommen, als angekündigt. Obgleich der Haushofmeister und jeder im

Schloſſe tat, was er tun konnte, dauerte die Unterbringung der freuden Gäſte bis ſpät in die Nacht. . . .

4. Juni.

Ich erlebte heute früh im Schloß eine ſehr freudige Überraſchung.

Der Hanshofmeiſter meldet, daß die Offiziere gegen Morgen gepackt haben und alles transportbereit ſteht. Als der Oberſt frühzeitig das Telefon zur polniſchen Front benutzen wollte, ſoll ſich auf ſeinen Anruf in der Gegend von Rudzinitz zu ſeinem Mißvergnügen ein deutſcher Selbſtſchutzoffizier gemeldet haben. Er hat an dieſem Morgen mit ſehr geteilten Gefühlen und in ſichtlicher Haſt am Frühgottesdienſt teilgenommen.

Aus dieſen Anzeichen entnehmen wir, daß die polniſchen Linien weit zurückgegangen ſein müſſen, und wir alle ſehen im Geiſte ſchon deutſchen Selbſtſchutz in Rauden einrücken.

Daß die Nachricht in gewiſſem Grade zutreffend ſein muß, zeigt ſich bald. Schon treffen wiederum aus der Richtung von Jakobswalde zahlreiche Flüchtlinge mit hochbeladenen Wagen in der nahen Kolonie Brantolka ein, wo ſie in der Reitbahn untergebracht werden.

Aber umſonſt erwarten wir irgend eine überraſchende Wendung.

Gegen Mittag verſchwinden die gepackten Koffer wieder. Die Gefahr ſcheint für die Polen abermals abgewendet zu ſein.

Sehr ſchade und ſehr bedauerlich.

Allein die Enttäuſchung trifft uns nicht mehr ſo ſchwer. Wir haben uns nachgerade daran gewöhnt, daß die Entwickelung des Nachmittags verdirbt, was ſich am Vormittag für uns freundlich und hoffnungsvoll angelaſſen hat. Darum halten wir jetzt krampfhaft daran feſt, einen jeden Tag nur nach dem Ausſehen vor dem Schlafengehen zu beurteilen.

Als Strafe dafür, daß wir uns heute morgen unterſtanden haben, voller Hoffnung zu ſein, kommt der Pole nachmittags mit einem ganz großen Schlage.

Seit drei Tagen wußten wir es ſchon, daß der Stab ſeine Hand nach dem Silber des Herzogs ausſtreckt. Der Pfarrer riet dringend, in Rybnik oder in Gleiwitz bei der Interalliierten Kommiſſion etwas zu unternehmen. Allein alle Schritte, die Erlaubnis zum Verlaſſen von Rauden rechtzeitig zu bekommen, waren erfolglos. Heute Nachmittag erſchienen eine Anzahl Stabsoffiziere und forderten die Ausfolgung des Silbers. Alles Proteſtieren war zwecklos.

Der Oberſt ſelbſt betrat den Vorraum zur Silberkammer, auf deren Tiſchen bereits Kannen und Krüge, Kandelaber und Kaſten ſtanden, und befahl das ſofortige Einpacken der Sachen, widrigenfalls er es durch ſeine Soldaten beſorgen laſſen würde. Kaltlächelnd und ſeelenruhig ſagte er, daß der Stab keine Verſammlung von Dieben dar-

ſtelle, und daß das Silber nur zu unſerer eigenen Sicherheit und vor unſeren eigenen Leuten fortgeführt werde. Denn wir wollten es ja ſo! Wenn es ihm bis heute auch möglich geweſen wäre, die Deutſchen zurückzuſchlagen, ſo gehe der konzentriſche Angriff auf Randen immer noch weiter und wir würden es ihm noch einmal ſehr danken, daß er das Silber weggeführt hätte.

Daraufhin wurde in aller Eile das Silber verpackt und von bereits wartenden Soldaten der Stabskompagnie auf ein Laſtautomobil gehoben.

Auf Wunſch des Oberſten mußte ein Angeſtellter des Schloſſes das Silber begleiten, außerdem fuhr der herzogliche Rentmeiſter Wiechulla mit dem Wagen mit, da es uns ja darauf ankam zu erfahren, wohin das Silber kommen würde.

Natürlich war jetzt erſt ein Teil des Silbers weg, der Reſt wird heute von 8 Uhr abends ab weiter verpackt und morgen abgehen.

Je mehr wir uns dem Ende zuneigen, deſto ſchneller geht das Einpacken von ſtatten. Jetzt iſt auch der letzte große Koffer gefüllt. Er iſt der leichteſte von allen, denn er enthält die großen ſilbernen Kandelaber, acht- und zehnflammige Leuchter von feinſter Filigranarbeit. Alles wunderbare Stücke, teils neuere Sachen, teils ganz altes Silber, das ſchon bei mancher Tafel des Landgrafen verwendet wurde. Nun nimmt der letzte Koffer auch den letzten Leuchter auf. Der Deckel fällt, die Schlöſſer raſſeln.

Hat wohl niemand von uns allen in jenen Tagen des Friedens von dieſem Schlußakte geträumt. Damals, als ſich in dem fleckenloſen Silber unter den Kriſtallkronen bunte Uniformen, Ordensſterne, ſchöne Frauen und glänzende Kavaliere ſpiegelten. Da fröhliche Heiterkeit, ſilbernes Lachen, Gläſerklingen und das Duften edelſter Weine die Räume erfüllte! —

Von allem, was die Silberkammer barg, ſind nur einige Glaskrüge und Karaffen übrig geblieben, und nur dem Pfarrer iſt es gelungen, zwei ſilberne Taufbecken des herzoglichen Hauſes nebſt den dazu gehörigen Kannen für die Kirche zurückzubehalten.

Auch jetzt weilt der Pfarrer unter uns. Mitternacht iſt vorüber. Der Lärm der Schreibmaſchine iſt verſtummt. Das Protokoll iſt fertig — es gibt kein Silber mehr in der Kammer, das des Notierens wert wäre. Das kleine Fräulein Amelie, das ſtundenlang ununterbrochen das Inventar ſchreiben mußte, packt ihre Sachen zuſammen. Sie iſt müde geworden. Der Haushofmeiſter, deſſen Stolz das Tafelſilber war, wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn. . . .

19. Juni.

Wer geht in dieſen Zeiten des Unbehagens, der Furcht und des Schreckens aufrecht, guten Mutes und voller Hoffnung durch den Tag?

Das iſt der deutſche Prieſter unſeres Ortes, der Pfarrer Schall!

Schon vor dem Aufstande von den Polen seiner Parochie angefeindet, ist sein Posten jetzt doppelt schwer. Obgleich deutsch geboren und deutsch erzogen und deutscher Gesinnung durch und durch, hat er seine Parochianen stets gleichmäßig betreut. Er hat keine Zurücksetzung gekannt und ist allen der wahrhafte Hirt seiner Herde gewesen. Hat er Undank geerntet, wo Dank hätte aufgehen müssen, so hat er gern vergessen. Alle Dankbarkeit hat die Verhetzung ja nicht in den Herzen ertöten können, und er hat auf bessere Tage gehofft. Aber daß er deutsch geblieben ist und daß er allen Versuchungen widerstanden, daß er sein Amt nicht politisch mißbraucht und die Kanzel nicht zur Tribüne polnischer Leidenschaften gemacht hat, das trägt man ihm jetzt außerordentlich nach.
Aber unbekümmert um die Wogen des Hasses, die an ihm emporschlagen, geht er hochgemut seinen graden Weg. Er zieht nicht rechts und links, was auch immer kommen möge. Und in seinem Suchen nach Gerechtigkeit ist er uns Deutschen im Ort der starke Hort, und nachdem das Herzogliche Haus Rauden verlassen hatte, ist er unser einziger Schutz geworden. Er ist ein guter Schutz und ein treuer Schutz. Er ist einer von denen, die das bedrückte Volk in schwerer Not händeringend erbittet . . .
Von der Plünderung blieb die Pfarrei im großen und ganzen verschont, denn der Insurgentenstab hatte die Weisung ausgegeben, Pfarrer, Arzt, Apotheke und Spital zu schonen. Trotzdem waren noch spät abends am 5. Mai die bösesten Marodeure bei ihm, und wenn er glimpflich davongekommen ist, hat er das dem Umstand zu verdanken gehabt, daß unter den in Rauden eingedrungenen Insurgenten auch Leute waren, die noch nicht bar aller Achtung vor seinem Amte gewesen sind.
Schutz im Orte gab ihm der Pole nicht. Der Schutz, den uns der Pfarrer geben konnte, wurde erst wirksam, als der polnische Stab und später die Franzosen nach Rauden kamen. Gleich in den ersten Tagen suchte der Pfarrer den Obersten Sikorski auf und zeigte ihm unverhohlen sein deutsches Herz, aber auch seine Auffassung von seinem Hirtenamte. Und der Pole Sikorski erkannte diesen Mannesmut an. Ja, soweit ging die Anerkennung des Obersten Sikorski, daß er in der alten Kirche zu den Polen sprach, dem Pfarrer offene und freimütige Worte widmete und gegen die falsche Hetze Stellung nahm. Und als der Oberst auch ihm von der Ansicht sprach, das Schloß zu sprengen, da war es der Pfarrer, der ihm eindringlich das tausendjährige Bild der alten Abtei vor die Seele stellte und die Heiligkeit und Unverletzlichkeit dieser Stätte. Und sein Appell an die Vernunft dieses klugen Polen war von Erfolg begleitet. —
Wie für uns alle, so hat der Pfarrer auch für das Eigentum des Herzogs getan, was er konnte. Unbedenklich hat er sich in die Bresche gestellt und vieles von uns abgewendet, was schlimm hätte ablaufen können. . . .

Paduch, Rauden.



Übergabe Ost-Oberschlesiens an Polen in Kattowitz



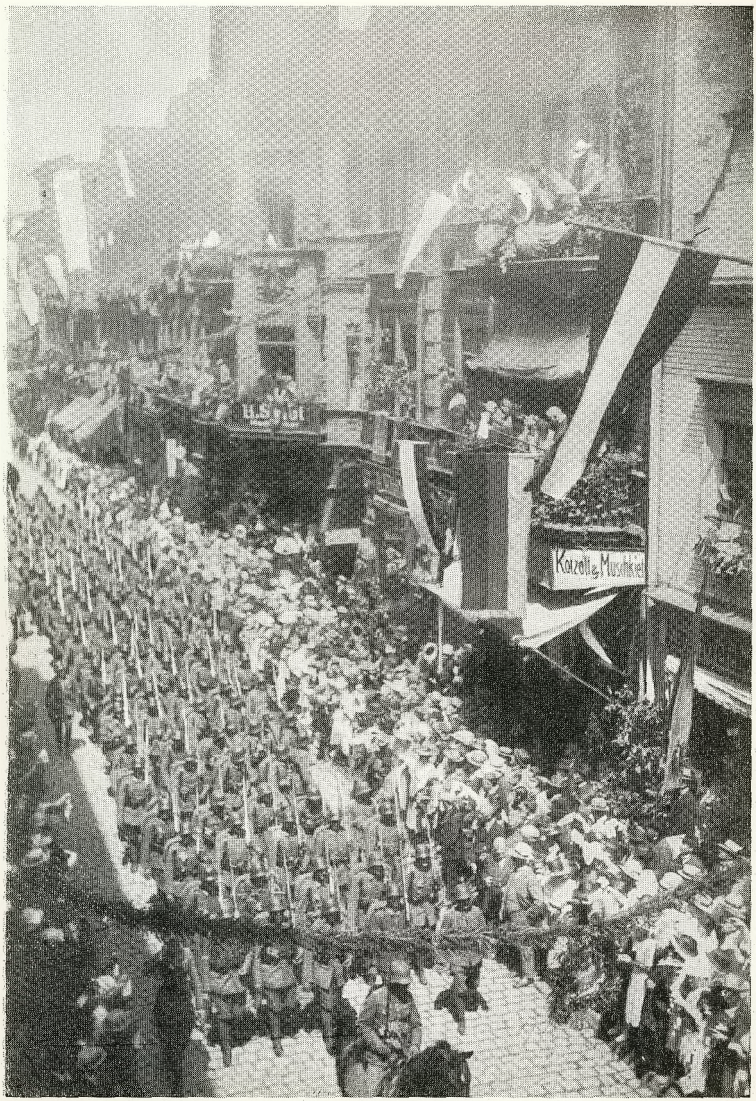
Einzug der polnischen Truppen in Ost-Oberschlesien
General Pilsudski beim Feldgottesdienst in Kattowitz



Korfanty hält eine Ansprache



Flaggenwechsel in Tarnowitz O/S. am 2. Juli 1922



Einzug der Reichswehr in Oppeln *Lichtbild Max Glauer / Oppeln*



Einzug der Reichswehr in Zembowitz

Lichtbild W. Kröning / Kreuzburg

Stallarreſt!

„Beſorgen Sie uns doch etwas aus W., dort ſcheint nach eingegangenen Informationen etwas in Vorbereitung zu ſein," ſagte eines Nachmittags der Chef der Nachrichtengruppe zu mir. — Nach beendetem einhalbſtündigen, in beſtimmter Abſicht begonnenen, franzöſiſchen Abendunterricht packe ich mein Unterrichtsmaterial in die Taſche, kaufe einen „Katolik" und eine Grenzzeitung und beſteige mit der unvermeidlichen „Przepustka" die Straßenbahn.

Von meinem Domizil K. aus unternahm ich die Streifzüge und brauchte nach der dort vorgenommenen polizeilichen Anmeldung keine beſonderen Beläſtigungen zu befürchten. In Rokittnitz erneute Wagenreviſion mit der ſattſam bekannten Aufforderung zur Legitimation. Bereitwillig lege ich meine „Przepustka" vor, die aber angezweifelt wird. Zeigen Sie uns doch mal den Inhalt Ihrer Taſche, muntert mich ein Pole auf. So, ſo, Sie nehmen franzöſiſche Lektionen, wozu denn das? „Um meine Pariſer Stellung antreten zu können, die mir ſchon vor Monaten angeboten wurde," antworte ich. Dann iſt er doch kein German, bemerkt ein Nebenſtehender, der iſt unſer Mann. Grenzzeitung und Katolik hat er auch, mithin ſtubenrein, ſetzt er fort. Noch nicht, miſcht ſich ein zweiter rein, ob er auch polniſch leſen kann, iſt eine andere Frage. Prompt breite ich die Zeitung aus und leſe den angenehm überraſchten Umſtehenden fließend einen Artikel gegen die „Germanes" vor. Setzen Sie ruhig Ihren Weg fort, das genügt, meint der Führer. — Pierona, denk ich, nur nicht weiter fragen und ſchlage vergnügt meinen Weg nach W. ein.

Was den intelligenten, wohl landfremden Rokittnitzern entgangen war, erfaßten umſo beſſer die einheimiſchen „Powstanzes". Denen imponierten meine Legitimationen, Unterlagen und Erklärungen nicht im mindeſten. Was wollen Sie denn hier, wenn Sie in K. wohnen, forſcht einer, ſich überlegend in die Seite ſtemmend? Den Kowalski, der mit mir franzöſiſch lernt und auch nach Frankreich fahren will und ſeit 2 Wochen nicht mehr zum Unterricht kommt, ſoll ich beſuchen, er wird wohl krank ſein, antworte ich. In 10 Minuten waren 2 Kowalskis da, die zwar von Pflug und Gäulen, aber nichts von Franzöſiſch verſtanden. Leider konnte ich zu meiner Entlaſtung keine ortsanſäſſigen Perſonen nennen, die mir aus der Verlegenheit helfen konnten und das Verhör begann. Meine Ausführungen wurden als Ausflüchte bezeichnet und ich mußte ein Stündchen auf einer Pritſche Platz nehmen, bis die telefoniſchen Auskünfte zufriedenſtellend eingelaufen ſeien. Leider, meine Gewährsleute waren nicht zu erreichen. „Sperrt doch den Kerl ein, nehmt ihn morgen nach K. mit, und dort wird ſich der Schwindel ſchon herausſtellen; der requirierte Gaul und der Pieron werden übrigens ganz ſchön zuſammen-

paſſen", meint ein beſonders Schlauer. Dank meines ſicheren Auftretens kam es nicht zu den ſo gefürchteten und bei den Vernehmungen allgemein üblichen Mißhandlungen.
Ein niedriger enger Stall ſollte mein Nachtlogis und ein Gaul mein Geſellſchafter ſein. Mir war ob der zu erwartenden peinlichen Vernehmungen wirklich nicht wohl zumute, ich hatte das Schlimmſte zu befürchten. Ich zündete ein Streichholz an und machte den Gaul ſtörriſch, nach einem zweiten Streichholz fing der Gaul an auszuſchlagen und den Kopf hochzuwerfen, wobei er an das Dach ſchlug. Dies brachte mich auf einen guten Gedanken. Mit einem Bleiſtift ſteche ich vorſichtig meinen vierbeinigen Leidensgenoſſen an empfindlicher Stelle, der ſofort hochgeht und mit einigen kräftigen Kopfſchlägen das ſchwache Pappdach durchſtößt. Gott ſei Dank, mehr brauchte ich nicht. Mit Streicheln lockere ich dem ſich langſam beruhigenden Gaul das Zaumzeug, ſchwinge mich in den Sattel, dann aufs Dach und — frei war ich.
Am Dach flach liegend „beäuge" ich die Umgebung und ſtelle zu meiner Beruhigung feſt, daß kein Menſch in der Nähe iſt; ein Sprung und ich habe wieder feſten Boden unter den Füßen. Binder und Kragen runter, Hut zerbeulen war eins, einmal an der Wand entlang war das nächſte, dann Kragen hoch, im Bogen um die Häuſer dem Dorfausgang zu.
Am Ende des Dorfes in eine Kneipe hineinlugend gewahre ich am Tiſche eine Anzahl unverdächtiger animierter Geſtalten, wie ſie paſſender für meine Erkundigungen nicht gewünſcht werden konnten. Schnell hinein, ein „dobry wieczor", einen Schoppen Bier und den anderen eine Lage Schnäpſe, und ich war eingeführt. Ich mußte mich an den Tiſch ſetzen und erfuhr innerhalb einer halben Stunde nach weiteren Schnapslagen alles Wiſſenswerte. Langſam und den „Beſoffenen" markierend, erreiche ich R., ſteige in die Straßenbahn und komme unbehelligt in Beuthen an.
Auftrag erfüllt, berichte ich, und ſtärke mich endlich unbeengt an einem Schöppchen. Die Taſche mit den franzöſiſchen Lektionen habe ich gern verſchmerzt. F. W.

Pierona, da ging ja noch ....

Nach der Abſtimmung, plötzlich vom 3. Aufſtand überraſcht, war ich jeder Möglichkeit beraubt, das von Inſurgenten ſtark beſetzte radikalpolniſche Neſt K. zu verlaſſen. Der Aufenthalt auf der Straße war für mich neu Hinzugezogenen ſehr riskant, da jeder Fremde von ortsanſäſſigen polniſchen Elementen unverzüglich den aus anderen Orten zuſammengewürfelten „powstanzes" zur Verhaftung angegeben wurde.
An einem heißen, ſchwülen Sommernachmittag konnte ich jedoch der Verſuchung nach einem erfriſchenden Schoppen nicht widerſtehen und begab mich, vorſichtig Ausſchau

haltend, über die zufällig freie Straße in das dem Wohnhaus gegenüberliegende Gasthaus und gleich ins „Reservierte", um nur ja keinem der fragwürdigen Helden in die Hände zu fallen.

Nach einem herzhaften „Guten Tag" bestelle ich bei der verlegen dastehenden Wirtin ein Glas Bier und bin ziemlich peinlich überrascht, vom Nebentisch 4 feindselige Augenpaare auf mich gerichtet zu sehen. Eine, am linken Arm eines bis jetzt verdeckt Dasitzenden sichtbare rot-weiße Binde mahnt zur Vorsicht. Ich trinke den Rest aus und will zahlen, als sich der „Chargierte" plötzlich vom Stuhle erhebt, an mich herantritt und in scharfem Ton nach meinen Papieren verlangt. In der Absicht, den Menschen etwas zu beruhigen, antworte ich ihm begütigend polnisch, daß ich die benötigten Papiere sofort holen werde. Hohnlachend bemerkt er zu den andern: „Da habt ihr's, schon wieder so ein Pieron, kommt rein, sagt frech guten Tag, bitte einen Schoppen Bier, und jetzt kann er sogar polnisch; diese Pierones entpuppen sich immer als die scheinheiligsten Spione.

Ich antworte etwas erregt, daß zwar jeder Mensch etwas behaupten, aber selten einer etwas beweisen kann, worauf er erwidert: „Wir werden Ihnen die Zunge schon etwas unterschneiden." Als dann noch ein zweiter vom Stuhle aufspringt und mich anbrüllte, daß ich diesem „Pan" unbedingt parieren muß, weil er der Kommandant ist, schwoll auch mir die Zornesader und ich gab ihm derb oberschlesisch zur Antwort: „Das geht Sie einen Dreck an, wenn er Kommandant ist, darf hier doch nicht der erste beste Rotzer herumbefehlen." Mein Kommandant gab geschmeichelt mir Recht und verwies den anderen auf seinen Platz.

Ich verweigerte jede Auskunft und verlangte Entfernung sämtlicher Anwesenden aus dem Zimmer, da ich wichtige Angaben zu machen habe. Der Ortshäuptling wittert etwas ganz besonderes und ersucht in ziemlich eindeutiger Weise die Komplizen zum Verlassen des Zimmers; nur widerwillig leisteten sie dieser Aufforderung Folge.

Bei der Wirtin bestelle ich 2 Bier und reiche ihr unbemerkt den inzwischen geschriebenen Zettel unter das Bierglas. „In jedes Schoppenglas 2 Schnäpse" stand darauf, ich selbst trank aus einem Schnittglas.

Mein Nachbar hatte es jetzt mit der Vernehmung garnicht so eilig. „Überlegen Sie genau, was Sie sagen", meint er schon etwas freundlicher; mir sehr lieb. „Schicken Sie Ihre Leute nach Haus oder zur Wache und lassen Sie uns allein, es ist viel zu erzählen", bemerke ich.

Nach einem forschenden Blick auf mich und Abtasten meiner Sachen macht er die Tür auf und: „Antek, Du gehst in die Schule, Pietrek na Wacha und Du Franzek kommst nach 2 Stunden wieder hier rein," tönt es lakonisch in den Schankraum hinein. Er mußte doch einen großen Einfluß auf die Leute haben, da sie ihm jetzt ohne Widerrede parierten.

Nun beeilte ich mich etwas mit den Lagen, um die 2 Stunden beſtens auszunützen und ich tat recht daran. Getreu meiner Weiſung brachte die Wirtin das gut „geſtreckte" Bier und zwiſchendurch auch noch einige „Scharfe". Die Wirkung blieb nicht aus; mein Kommandant wurde geſprächiger und vergaß ſogar bei der anregenden Sauferei das Vernehmen. Er bekam Hunger. Schnell ½ Pfund Krakauer und noch ein Bierchen und einen Koks.

Jetzt zieht er ein dickleibiges Notizbuch aus der Taſche und meint: „Du biſt eigentlich ein ganz patenter Kerl, wenn die anderen ſo wären wie Du, ließe ſich mit allen Germanes ganz ſchön Aufſtand machen." Zwar nicht ſchmeichelhaft, aber abwarten, Junge, dachte ich mir, Du kommſt auch noch dran. Er notiert mich ziemlich ſchwerfällig für ſämtliche Ortsvereine vor, in denen ich als ſein perſönlicher Gaſt erſcheinen ſollte und geht unter Zurücklaſſung des Buches in die Toilette. Heureka! Schnell einen Blick hinein und beinahe wäre ich vom Stuhle gefallen. In ſchönſtem Deutſch ſtand da zu leſen: Verhaftungen von Germanes in der nächſten Woche. Löſegeld 1000 „s handlem" auch 500 oder 300 Mark. Gaſtwirte, Kaufleute und andere, beſſer geſtellte Bürger, die den Ort nicht verlaſſen konnten, waren vorgemerkt.

Ein Glück, daß wir allein waren. Das Notizbuch vom Tiſch in die Sofaecke ſchieben, war eins, Frau Wirtin, bitte noch „ein" und noch ein Bier und 2 „Sobczyk" und eine „Quaterka" extra für meinen „Freund".

Er war ſuſel- und duſelſelig und ich verſchwand heimlich, ſtill und leiſe unter Mitnahme des ſehr wichtigen Büchels. Ich verſäumte nicht, die bedrohten Perſonen, bezw. Familien rechtzeitig zu verſtändigen, die nunmehr Gelegenheit nahmen, unnützen Schikanen und Erpreſſereien vorzubeugen. — Ein „guter" Schnaps, etwas polniſche und etwas pieroniſche Frechheit haben ſo manchen unſerer Leute vor ungerechter Unbill bewahrt. — Aber Pierona, es konnte auch ſchief gegangen ſein. F. W.

Kurzer Filmſtreifen

Ein Tag vor dem Aufſtand

Alles blieb kopfſchüttelnd ſtehen, aus einer Bodenluke hing eine Fahne heraus. Im roten Felde ein weißer Adler. Da ſagt jemand „das iſt der polniſche Adler". Polizei entfernte dieſe Fahne, die faſt niemand kannte. Am nächſten Tag hatten wir den polniſchen Aufſtand. Man ſtand früh auf, ging auf die Straße, an jeder Ecke ſtanden Maſchinengewehre.

Auf der Jagd

Weil ich keinen Schlaf finden konnte, ging ich ans Fenster und schaute in die Nacht. Ein Mensch kommt in den Hof gestürmt und versteckt sich. So kommt kein Dieb, denke ich, höchstens ein Verfolgter. Jetzt kommt ein Trupp Franzosen, durchsucht jeden Winkel des Hofes und zieht sich dann fluchend zurück. Nach einer Weile ruft eine Stimme „Mutter, sind die schon fort". Es war mein Junge.

In der Verirrung

Ein Aufständischer wird beerdigt. Wieder sollen ihn die Germanen beseitigt haben. Dabei ist er vom Heuboden gefallen und hat sich das Genick gebrochen. Eine Salve schallt über das deutsche Land. Die Musik spielt, jetzt heben sich viele Hände. Sie schwören für Polen, dem sie die Treue halten wollen. Viele werden ihren Schwur bereut haben. Ich weiß es.

Vergeßt sie nicht

Im Hintergrund grüßt der Annaberg. Sonne scheint über das Land, das im tiefen Frieden liegt. Und doch wurde vor kurzer Zeit noch um das Land heiß gestritten. Am Dorffriedhof liegen Gräber dicht an der Mauer. „Wer liegt denn hier?" Gefallene Selbstschutzleute. Sie liegen dicht an der Mauer, aber doch in deutscher Erde, für die sie gekämpft haben. Aus Westen grüßt sie der deutsche Annaberg.

Josef Koczorek.

Ein deutscher Knabe stirbt für Oberschlesien

Wer in Rybnik abstimmte, wird sich sicherlich noch des fünfzehnjährigen blonden Riesen erinnern, der sich mit seiner Gruppe von Jungen um den Empfang der Abstimmungsgäste bemühte. Es war der Obersekundaner Rudolf Haase.

Wo immer es galt, Arbeit für das Deutschtum in Rybnik zu leisten, da griff der wackere Knabe unentwegt zu. Kein Auftrag schien ihm zu schwer und keiner zu gering. Mit besonderer Vorliebe nahm er sich sogar der Säuglinge an, die die Abstimmlerinnen mit in die bedrohte Heimat gebracht.

Daß ihm dieses unerschrockene Eintreten für sein deutsches Vaterland den glühendsten Haß der Polen zuzog, beweist der Abstimmungstag, an dem vierzig Abstimmungspolizisten, bis zu den Zähnen bewaffnet, die deutschen Baracken am Bahnhof umstellten, um den Knaben zu fangen. Gleich am Tage nach der Abstimmung wurde er verhaftet. Drohend richteten sich die Gewehre der Polen gegen seine deutsche Brust. Nur seiner

außerordentlichen kaltblütigen Besonnenheit verdankte er es, daß er nicht niedergeknallt wurde. Gegen ein Lösegeld von 5000 Mark gelang es seinem Vater, ihn freizubekommen. Da sein Leben gefährdet war, wurde er zumeist in den Häusern der Deutschgesinnten verborgen gehalten, bis der Flüchtlingszug abgehen sollte. All dieses Ungemach ertrug Haase als ein rechter Held mit einer Heiterkeit, die neben seiner sonnigen Gemütsveranlagung dem Bewußtsein entsprang, für die gerechte deutsche Sache Opfer zu bringen und zu leiden.

Um den Jungen in Sicherheit zu bringen, entschlossen sich die Eltern, Rudolf in Begleitung seines älteren Bruders Fritz, der sich durch seine Tätigkeit als Kurier beim deutschen Plebiszit-Kommissariat und bei den Heimattreuen ebenfalls bei den Polen mißliebig gemacht, mit dem Flüchtlingszuge reisen zu lassen. Diesem Transport war ehrenwörtlich und schriftlich freie Durchfahrt bis nach Ratibor zugesichert worden.

Sonnabend, den 14. Mai 1921 nach elf Uhr vormittags wurde der Zug, der aus Viehwagen bestand, abgelassen. In Buchenau, das damals noch Nensa hieß, wurden die Flüchtlinge angehalten. Drohend richteten sich die Maschinengewehre der Aufständischen auf die Wagen. Alle mußten aussteigen.

Der englische Kapitän, der den Zug begleitete, erhob dagegen Einspruch. Ein Italiener fuhr schleunigst nach Rybnik zurück, um den italienischen Kreiskontrolleur herbeizuholen. Die französische Begleitmannschaft schlug sich auf Seiten der polnischen Aufständischen. Rudolf Haase wurde zwar mit seinem Bruder Fritz bis Markowitz durchgelassen. In Markowitz aber mußten alle den Zug verlassen, da die Bahnbrücke nach Ratibor gesprengt war. Hier erkannte der polnische Bahnhofskommandant den Knaben. Er ließ ihn sogleich verhaften mit der Begründung, daß er Polnischgesinnte terrorisiert habe. Sein Bruder Fritz trat sofort für ihn ein. Er wurde jedoch mit Kolbenstößen zurückgetrieben. Keiner von den Erwachsenen wagte es, diese unsinnige Behauptung zurückzuweisen. Mit dem Knaben wurden noch drei andere Männer verhaftet. Unter ihnen befand sich auch der Vorsitzende der sozialdemokratischen Partei in Rybnik, Amtsvorsteher Wasner. Die Verhafteten wurden in Markowitz zurückgehalten.

Seinem Bruder Fritz gelang es, nach Ratibor durchzukommen. Von da aus sandte er ein Telegramm an die beängstigten Eltern: „Ich durchgekommen, fahre Berlin. Rudolf getrennt zurückgeschickt Loslau—Rybnik, keine Beängstigung, gute Behandlung."

Ein herrlicher Pfingstmorgen brach an. Noch war über das Schicksal der Verhafteten keine Entscheidung getroffen worden.

Am Nachmittag gab der Kommandant drei Aufständischen mit schußbereiten Gewehren den Befehl, Rudolf Haase, den Amtsvorsteher Wasner und den Kaufmann Nimietz zum „Kriegsgericht" abzuführen.

Die Todgeweihten mußten nun auf der Kunststraße Ratibor—Rybnik marschieren.

Während des Marsches suchte der Gymnasiast, die beiden anderen auf jede Weise aufzuheitern. Er lachte und scherzte. Nicht einen Augenblick fiel es ihm ein, die Polen um sein Leben zu betteln.

Der Pfingsttag ging langsam zur Neige. Die drei Leidensgefährten wanderten, ohne auch nur im geringsten an Flucht zu denken, gerade auf einem Damm, der ungefähr zweihundert Meter vor Pogrzebin liegt, entlang. Es war gegen einhalbacht Uhr. Da knallten plötzlich ohne irgendeinen Warnungsruf Schüsse.

Rudolf Haase wurde von einer Kugel durch den rechten Unterarm in die rechte Achselhöhle getroffen. Das Geschoß durchschlug den Körper und trat unter dem linken Arm heraus. Er fiel auf sein Gesicht und verstarb wenige Augenblicke später.

Seine Leiche wurde wie auch die des erschossenen Nimietz und der Körper des schwerverwundeten Wasner in ein Wäldchen, das zwei Kilometer vor Kornowatz liegt, geschleift.

Der tote Gymnasiast wurde völlig ausgeplündert. Sogar sein Schulzeugnis wurde entwendet. Nur für einen Radiergummi schienen die Mörder keine Verwendung zu haben.

Die schwergeprüften Eltern gaben den Heldentod ihres Sohnes durch folgende Traueranzeige kund:

„Pfingstsonntag, den 15. Mai, abends ½8 Uhr, starb ein unschuldiges Opfer des Aufstandes in Oberschlesien, unser sonniger jüngerer Sohn, unser geliebter Bruder und Neffe, der Obersekundaner Rudolf-Ferdinand Haase im Alter von 15¼ Jahren durch Erschießen im Walde von Kornowatz bei Ratibor.

In heldenhafter Zuversicht und kindlicher Unbesorgtheit ging er lachend in den Tod für die geliebte Heimat."

A. Willkofer.

Nachtangriff

Gogolin hatten polnische Insurgenten umklammert. An den Dorfrändern, in Häusern, am Bahnhof lagen die wenigen Verteidiger.

Deutsche Freiwillige!

Waffen waren nur in geringer Anzahl vorhanden. Es fehlten vor allem Maschinengewehre, brauchbare Munition und Handgranaten.

An der Wegegabelung Groß-Strehlitz—Krempa am Ostausgang von Gogolin waren die letzten Häuser. Wegen des scharfen Feuers, das vom höher liegenden Strebinow zirpend herüberstrich, wurden die Bewohner im Dorf untergebracht. Auch das alten, invaliden Leuten dienende Heim mußte von seinen grauen Insassen verlassen werden.

Hier lag die Schlüsselstellung ostwärts, einige Dutzend Gewehre und ein schweres

M. G., ohne Bereitſchaften und ohne Ablöſungen. Hier hatte ſich der Pole blutige Köpfe geholt, hier wurde am Pfingſtſonnabend, den 14. Mai 1921, der erſte Angriff von deutſcher Seite auf Strebinow vorgetragen. —

Die Sonne des 18. Mai 1921 ging in vollem Glanze unter und tauchte Gogolin in ein goldenes Meer. Leiſe ſtrich der Abendwind von Strebinow herüber.

Ab und zu gab es Störungsfeuer.

Jniniuin — itt! fuhr es in Dächer und Mauerwerk.

Die Uhr zeigte auf 9 ^{20}. Vom Strebinower Gutshof kamen leiſe Klänge angekrochen. Hinter den Kalkmauern Gogolins lauſchten die Verteidiger dem ſchwachwehenden Geſange.

Feldgottesdienſt bei den Jnſurgenten!

Die deutſchen Freiwilligen wußten Beſcheid. Ein Angriff von Strebinow ſtand bevor. Dem mußte begegnet werden. Munition und Handgranaten wurden herangetragen und griffbereit geſtapelt. Das M. G. wurde vor den Jnfanterieſtellungen links ſeitwärts auf die Straße nach Groß-Strehlitz zu eingebaut, um möglichſte Streuwirkung zu erzielen.

Jm letzten Dämmern des gehenden Tages prägten ſich die Augen das Gelände bis zu dem 1000 m entfernten Strebinow nochmals ein. Links ragten die Landſtraßenbäume ſtumm in den Himmel, wurden kleiner und kleiner, bis ſie hinter der Höhe verſchwanden. Das Getreide war überkniehoch und konnte kriechenden Schwärmen Sichtſchutz gewähren, zumal das Gelände genügend wellig war.

Die Uhr zeigte auf zehn. Der Unteroffizier-Doppelpoſten zog mit Handgranaten am Koppel in das Dunkel hinaus. Er ſicherte rechts am Straßenzollhaus die linke Flanke und ſollte bei Erkennung des feindlichen Angriffs durch Handgranatenwurf die Verteidiger alarmieren.

Hinter Mauern lag die Jnfanterie mit geladenem und entſichertem Gewehr. Tage und Nächte waren ohne genügenden Schlaf dahingegangen. Der Hunger wurde nur einmal am Tage durch warmes Eſſen geſtillt. Sonſt lebt man von Brot, Eiern und Zigaretten. Dazu gaben die dauernden, erbitterten Kämpfe um Gogolin ſchon ſeit zehn Tagen die Muſik des Tages und der Nacht.

Langſam krochen die Minuten dahin. Dutzende von Augenpaaren ſuchten das Dunkel zu durchkreuzen.

Es wurde 11 Uhr. Der Mond ſtieg herauf und leuchtete das Gelände ab. Geſpenſterhaft ragten die Köpfe der Jnfanterieposten über die Mauer der Verteidigungslinie. Feine kleine Glühpünktchen, feindwärts durch die Mauer gedeckt, verrieten, daß die Spannung bei der Jnfanterie durch eine Zigarette unterbrochen wurde.

Hell klangen die zwölf Schläge der Gogoliner Kirchturmuhr in die Stille der lauschenden Nacht.
Mitternacht!
Der Mond kroch höher und deckte mit ſilbernem Lichte die Kampffluren ein.
Manche Kämpfer erlebten die Spannung zum erſten Male. Was werden die nächſten Stunden bringen? ging es durch die Köpfe.
Aufhorchend, wie durch ein Räderwerk in Gang gehalten, lauſchten die Sinne hinaus in die Nacht. Nichts zu hören! Nur leiſer Wind fächelte Kühlung nach dem warmen Maitage zu.
Die Zeiger der Uhr ſtanden auf 1 10. Sandmännchen ſtreute ſchüchtern hier und da ſeine Körnchen aus, und langſam nickten einzelne Köpfe vornüber.
Der Mond hatte längſt den höchſten Stand ſeines Nachtbogens verlaſſen und hüllte ſich in Zirrusgewölk. Aus den Niederungen quoll ein feiner Nebel umſtrickend empor.
Bumm! — Bumm! — Bumm!
Alle Müdigkeit fuhr aus den Gliedern, und die Schläfer ſprangen an ihre Plätze.
Handgranaten! Das war das verabredete Zeichen.
Die Nacht war erwacht; ein wütendes Schießen ſetzte ein, Leuchtkugeln zerriſſen das Dunkel und taſteten das Gelände ab, Feuerſträhne blitzten an allen Ecken auf.
Tattattattattattatt! Das M. G. ſtreute hundertfältigen Tod aus ſeinem Lauf. Auf den Kalkmauern hüpften die Mündungsfeuer der Gewehre.
Wütende Kampfſchreie, polniſche Kommandorufe, lautes Jammern von zu Tode getroffenen Angreifern ſchlugen mühſam durch den Gefechtslärm in die Ohren. Trotz des raſenden Abwehrfeuers arbeitete ſich der Pole im Gelände heran.
300 m — 200 m —
Da ſetzte das M. G. aus. Die ſchlechte Munition hatte eine ſtörende Hemmung verurſacht. Es blieb nichts übrig, als einen Laufwechſel vorzunehmen. In peitſchendem Feuer wurden die Bewegungen nach dem Gefühl ausgeführt.
Der Pole rückte in dieſem für ihn glücklichen Augenblick ſo nahe heran, daß ſchon die Schatten der Angreifer vom Auge ertaſtet werden konnten.
Da ſchrie irgend einer das erlöſende Wort: Handgranaten!
Sie flogen im Bogen über die Köpfe der Infanterie hinein in die dichten Haufen der Inſurgenten, Lücken reißend, den Angriff hemmend.
Nur Zeit für das M. G. gewinnen! Die 2. Lage, die 3. Lage brachen ſich Bahn, bellten dumpf auf und zerfetzten die anſtürmende Linie. Die Gewehrſchlöſſer knackten ununterbrochen, und die Feuerflämmchen hüpften raſendirre auf der Mauer.
Schnellfeuer!
Tatt — tatt tattattattatt! ſetzte das M. G. wieder ein und ſtreute mit Standviſier

das Gelände ab. Der volle Gurt ging in den Schlund der Todesmaschine hinein; leer kam er auf der andern Seite heraus. Wie ein Moloch schluckte er Gurt um Gurt.
Der Angriff stockte!
Klatschend schlugen die Kugeln in die Mauern, Scheiben klirrten, Dachziegelstücke fielen auf die Verteidiger. Leises Stöhnen von Verwundeten quoll über die Mauer. Handgranaten krachten im Vorfeld.
Tattattattattatt! Jiniminin — itt!
Drüben ließ die Feuerstärke nach, wurde schwächer, bis wieder einzelne Schüsse zirpend herbeigezogen kamen.
Der Angriff war verebbt!
Draußen flogen Schreie von Verwundeten, Fluchworte herüber, und das Stöhnen und Wimmern von Sterbenden nahm die Nacht auf, Hilfe heischend, anschwellend, wieder leiser werdend, bis es ganz zum Ersterben kam.
Beherzte Leute wollten das Gelände absuchen. Doch die Kampferfahrung mit den Polen, die sich oft verstellt und die Helfer im Dunkeln abgeknallt hatten, nicht zuletzt das unübersehbare Gelände zur Nachtzeit, ließen es nicht zu.
2^{30} Uhr war längst vorüber. Im Osten fing es zu dämmern an. Die übermüdeten Kämpfer fielen auf den blutgetränkten Boden in Schlummer.
Im Kommen eines neuen jungen Tages grüßte im Sonnenglanz der Annaberg.

Paul Brieger.

Der Sturm auf den Annaberg

— — —

Ruhe lag über den Fluren, als um 1^{30} der Befehl zum Angriff erfolgte. Die Stoßtrupps gingen vor, und mit einer Angriffslust sondergleichen stürmten die Kompagnien nach vorn, dem Morgen entgegen. Das 1. Bataillon von Oberland nahm Strebinow, während das 2. und 3. Bataillon von Süden und Westen die Kalkwerke stürmten. Der hartnäckige Widerstand der Polen in der starkausgebauten 1. Linie wurde mit Handgranaten und im Nahkampf gebrochen und niedergerungen. Über Strebinow hinaus fielen durch das 1. Bataillon Neuhof, Sakrau und die südlich davon liegende Höhe 209.
Zu gleicher Zeit brach der Sturm auch in die Wälder vor der Sprentschützer Höhe durch das Bataillon Heinz los. Der Stoß erfolgte mit einer solchen Wucht, daß der Führer des Bataillons um $2\frac{1}{2}$ Uhr schon nach Gogolin melden konnte: Sprentschützer Höhe und Dorf Sprentschütz sind genommen.
Nun setzte der Pole vom Annaberg herunter einen starken Gegenstoß an. Auch aus Gr.

Stein rollten Kolonnen von Lastautos mit Mannschaften herzu, um von Nordwesten in die linke Flanke des Selbstschutzes zu kommen und die deutsche Front aufzurollen. Es waren bange Minuten. In eiserner Ruhe jedoch wurde die polnische Übermacht durch die deutschen Schützenlinien mit prasselndem Schnellfeuer empfangen, das die Reihen der Angreifer mächtig lichtete. Ihre Offensivkraft ließ mit der Zeit nach, bis sie sich durch die vorgehenden deutschen Freiwilligen wieder in der Verteidigung befanden. Das Sturmbataillon Heinz stand in Sprentschütz, Oberland bei Sakrau. Das zwischen beiden an der Straße Gogolin—Niewke—Groß Strehlitz liegende Dorf Groß Dombrowka stand wie ein Keil in der deutschen Linie. Dem Sturmbataillon Heinz drohte zum ersten Mal eine Umgehung durch die Polen. Das mußte verhindert werden. Das Sturmbataillon machte aus Sprentschütz heraus eine Rechtsschwenkung nach der nahen Landstraße. An der Einmündung des Dorfweges in die Landstraße hatten die Polen Maschinengewehre aufgestellt, die rasendes Feuer über den Angreifer schütteten. Trotzdem wurden sie von der 2. Kompagnie unter Schlageter genommen, umgedreht und die eigenen Kugeln den fliehenden Polen nachgesandt. Zu Dutzenden fielen sie, und in die Flucht wurden auch die polnischen Abteilungen mit hineingerissen, die das Korps Oberland aus Gr. Dombrowka vor sich hertrieb.

Der günstigste Moment des Kampfes mußte im eigenen Interesse genutzt werden, wenn auch der ursprüngliche Plan erweitert werden mußte.

Die Verbindung der deutschen Linien war nun hergestellt. Das 1. Bataillon von Oberland ging gegen Jeschowa vor, während das 2. Bataillon nach prächtigem Draufgehen vor Oleschka erschien. Glühend heiß brannte die Sonne, aber kein Kämpfer spürte Hitze, Hunger und Durst. Nur vorwärts! Die Kompanie von Eicke, die sich dem Angriff freiwillig angeschlossen hatte, nahm das Vorwerk Dallnie. Entlang der Chaussee stürmte das Bataillon Heinz, nahm Nieder-Ellguth, Ober-Ellguth und Niewke. Ein Teil des Bataillons stürmte mit dem 3. Bataillon von Oberland südöstlich über Nieder-Ellguth hinaus den Steinberg, eine steilansteigende Höhe von 310 m, wo sich heute der oberschlesische Segelfliegerhorst befindet.

In Niewke wurden Fußkranke zurückgelassen, die das Dorf sichern sollten. Heinz schwenkte nach Südosten. In der Linie Niewke—Neuhof war das Bataillon zum zweiten Male in der Gefahr, einer Umgehung zum Opfer zu fallen. Oberland mußte, um die Gefahr zu bannen, weiter nach vorn eingesetzt werden. Der Annaberg lag greifbar nahe. Das 2. Bataillon von Oberland fand vor Oleschka hartnäckigen Widerstand. Der Pole saß in der Ortschaft und an den Hängen des Annaberges und empfing die Anstürmenden mit gutgezieltem Feuer. Um den Widerstand zu brechen, wurden 2 in Sakrau stehengelassene Geschütze herbeigeholt. Unter unsäglichen Mühen wurden sie den steilen Steinberg hinauf geschoben und getragen. In offener Feldstellung spieen

ſie ſüdwärts aus 1 200 m Entfernung über Ober-Oleſchka hinweg Tod und Vernichtung in die polniſchen Reihen, um das 2. Bataillon von Oberland zu entlaſten. Über Ober-Oleſchka und durch Sturm von Weſten und Süden wurde Oleſchka bezwungen, und Oberland zog in das Dorf ein.

Es war 11 Uhr geworden. Den Annaberg hatte die deutſche Zange umfaßt. Von Südweſten und Weſten kamen Oberland und die Kompanie von Eicke, von Nordweſten und Nordoſten das Bataillon Heinz. Dieſes hatte das Dorf Wyſſoka bei Niederhof umgangen und ſtreckte ſeine Fühler über Kadlubietz nach Dollna, Poremba und Annahof aus, befand ſich alſo weit in der polniſchen Flanke. Das Geſchick des Tages konnte nicht mehr aufgehalten werden.

Über Waldeswipfel ragte der Kloſterturm, und ſeine Uhr zeigte auf Zwölf, als Oberland kämpfend den Wyſſokaforſt erreichte. Der letzte Abhang wurde keuchend genommen, der letzte ſchwere Widerſtand der Polen mit blanker Waffe gebrochen, und 12 10 Uhr wehten die deutſchen Fahnen vom Annaberg. Brauſende Hurras von drei Seiten kündeten dem horchenden Land den Erfolg.

Der Pole verließ flüchtend den Berg, ab und zu ſich noch einmal zur Gegenwehr ermannend, in Richtung Scharnoſin und Lichinia—Saleſche.

Nachmittags 3 Uhr kam ein Trupp von 80—100 Mann die Straße Nieder-Ellguth—Niewke marſchiert. Er wurde von Annaberg aus geſichtet, und Freude herrſchte über die kommende Verſtärkung. Doch der Trupp entwickelte ſich und ging gegen die Poſtierungen in Niewke vor. Es mußten Polen ſein. Das ſtimmte auch. Sie waren bei den Kämpfen am frühen Morgen überrannt worden und hatten ſich in den dichten Wäldern zwiſchen Gr. Dombrowka und Sprentſchütz wieder geſammelt. Die Hälfte der wenigen Verteidiger von Niewke fiel, während die andern Wochen nach dem Kampfende zerſchlagen aus dem polniſchen Konzentrationslager Neuberun zurückkehren konnten.

Am Nachmittag des 21. Mai wurden noch Niewke und Leſchnitz als Sicherungen des Annaberges im Norden und Süden beſetzt. Die Kämpfer bezogen am Abend erſtrittene Ruhequartiere. Draußen zog die Nacht über die Kampfgefilde, und Ambulanzen ſuchten die Fluren ab, linderten das Leid und ſammelten die Toten.

Nicht die Maſſe hat den Sieg errungen, ſondern der Geiſt der Truppe, die ſich dem Führer unterordnete, die in Not und Tod des Tages treu aushielt und das Heimatland vom Feinde befreit hat.

Paul Brieger.

Im Interniertenlager Biassowitz

— — —

In Neu-Berun langten wir, ermattet und vom Hunger gequält, gegen Abend an. Hier verteilt uns ein polnischer Kommandant auf die Interniertenlager Neu-Berun, Biassowitz und Zabrzeg. Ich komme mit vielen Leidensgenossen nach Biassowitz, einem Dominium, das wir in der Nacht erreichen. Hier erwarten uns Aufständische. Wir werden zunächst einer genauen Untersuchung unterworfen. Nicht eine Tasche bleibt verschont. Uhren, Notizbücher, Messer, Geld, Wertsachen usw. werden gewaltsam abgenommen. Ich versuche, einige Scheine hinter das Rockfutter und in die Strümpfe zu verstecken, aber vergeblich. Ein Insurgent bemerkt meine Absicht und gibt mir einen kräftigen Kolbenstoß in den Rücken. Ein Gefangener bittet um etwas Brot. Da schreit uns ein Wachsoldat hochpolnisch an: „Verhungern sollt ihr, Orgeschbande! Rauf in das Lager!" Wankend vor Schwäche klettert jeder im Dunkeln die einzige hölzerne Treppe auf den Dominialheuboden über einem langen Pferde- und Kuhstall hinauf. Gefangene Deutsche empfangen uns hier mit einem leisen, aber innigen Gruß. Das gleiche Schicksal verbindet uns zur brüderlichen Gemeinschaft. Kameradschaftlich wird jedem ein Ruheplätzchen angewiesen. Man tastet nach einem weichen Lager, aber umsonst. Ermüdet legen wir uns auf den hartgemauerten, vom Heustaub bedeckten Boden hin; die Mütze bildet das Kopfkissen, der Rock die Zudecke.

Am nächsten Morgen orientieren wir uns im neuen „Heim". Ich staune über die große Zahl der Gefangenen; man zählt über 500 Mann, aus allen Teilen Oberschlesiens zusammengeholt. Auch Deutsche anderer Gegenden sind darunter. Fast alle Berufe sind vertreten: Polizeibeamte, Arbeiter, Handwerker, Förster, Lehrer u. a. Die Stimmung ist gemischt. Während die jüngern Gefangenen ihr trauriges Los mit Witzen und Späßchen würzen und erleichtern, sind die älteren meist traurig und gleichgültig. Sie denken an ihr verlassenes Heim, ihre Familie, Wirtschaft, die der Willkür der Insurgenten preisgegeben sind.

Der Hof ist groß und von langen Wirtschaftsgebäuden umgeben. An den Ein- und Ausgängen stehen schwerbewaffnete Posten. Ein Fliehen ist hier ausgeschlossen. In der einen Ecke befindet sich eine Pumpe mit einem Trog. Hier baden wir jeden Morgen den dicken Heustaub vom Körper ab; hier halten wir auch oft große Wäsche ab, um unsere Unterkleidung sauber zu halten.

„Antreten!" befiehlt der polnische Lagerkommandant, der Sprache nach ein Kongreßpole. Alle Gefangenen strömen zusammen und stellen sich in einer doppelten Stirnreihe an, die der große Hof kaum fassen kann. Ordnungshalber sind wir in Korporalschaften eingeteilt, die ihre Führer und einen eigenen Kommandanten selbst wählen. Diese sorgen dafür, daß jeder Gefangene sein Brot und sein Essen erhält. Wir Ankömmlinge er-

halten unser Brot erst am dritten Tage, am zweiten werden wir der Brotausgabestelle gemeldet. Aber die anderen Kameraden lassen uns nicht hungern. Sie teilen mit uns ihr Stückchen Brot. Obwohl es alt und verschimmelt ist, wird es mit Heißhunger verschlungen. Der Magen antwortet mit Erbrechen. Manche Internierten werden magenkrank. Der polnische Arzt schreibt alle gesund. Selten glückt es einem Leidensgenossen, ins Lazarett zu kommen.

Wir besitzen eine eigene Küche. Für die Hauptmahlzeit gibt es für die vielen Gefangenen nur einige Pfund Kartoffeln und etwas Rindfleisch. Daraus wird im Kessel der Dominialwaschküche eine dünne Kartoffelsuppe mit Fleisch zubereitet, das man im Eßnapf mit der Lupe suchen mußte. Das Eßgeschirr reicht kaum für eine Korporalschaft aus. Deshalb dauert das Speisen mehrere Stunden. Trotzdem ist die Essenszeit die einzige Abwechslung im Lager. Sonst schlendert man Tag für Tag träumend im Hofe dahin, sich hier und da an Zaun oder Mauer anlehnend. Die Gedanken sind meistens bei den Lieben zu Hause. „Wie mag es ihnen gehen? Ob sie noch leben?" und ähnliche Fragen quälen uns. Wir sind von der Welt abgeschlossen! Niemand weiß es, wie wir leiden! Wie oft werden doch Gefangene auf die polnische Wachtstube gerufen und dort ohne Angabe des Grundes verprügelt! Vielen wird die bessere Kleidung gewaltsam ausgezogen, und abgetragene, zerrissene Lumpen werden diesen Armen aufgedrungen.

Die unmenschliche Behandlung führt bald zur Verzweiflung. Man plant eine Massenflucht. „Lieber bald sterben, als hier langsam verderben", ist die Meinung vieler Leidensgenossen. Die tschechische Grenze soll zunächst das Ziel sein. Wird aber die Flucht gelingen? Wir haben viele Schwache und Kranke unter uns! Diese halten die große Anstrengung einer Flucht nicht aus! Sie bleiben liegen und werden das blutige Opfer der unüberlegten Tat! Wir geben deshalb das Fliehen auf.

Da kommt eine Wendung. Mitte Juni 1921 fahren ein Lastauto und ein Personenauto in den Hof unseres Lagers ein. Nach dem Zeichen ist es das Rote Kreuz. Wir staunen und sind anfänglich mißtrauisch. Als aber dem Auto Damen und Herren in Begleitung fremder Offiziere entsteigen, die uns freundlich anlachen, hebt sich unsere Stimmung. Auf ihre Frage, wie es uns gehe, werden sie mit einem Strom Klagen übergossen. „Wir kommen Ihre Not lindern", sprechen die Damen vom Roten Kreuz und beschenken uns mit Nahrungsmitteln, Wäsche, Kleidung. Die Klagen werden zum Teil aufgeschrieben. Nach kurzer Zeit fährt das Rote Kreuz ab, uns damit tröstend, daß unsere Erlösung bevorstehe. Aus unbeschreiblich großer Freude und Dankbarkeit feuchten sich unsere Augen. Unsere Blicke folgen den Scheidenden. Dann halten wir eine fette Mahlzeit ab. Aber die Augen essen mehr als der Mund, und der Magen streikt.

Unsere Freudenstimmung trübt sich. Die polnische Wache ist über unser Glück und

über unsere Klagen empört. Sie nimmt die Liebesgaben in Beschlag und behandelt uns schlimmer als zuvor. Ein Verweilen auf dem Hof wird streng untersagt; alles muß auf dem staubigen Boden liegen. Die Geheimprügelei auf der Wachtstube nimmt zu. Wir folgen der Gewalt, lassen uns aber unsere gehobene Stimmung nicht mehr verderben. Wir singen im Chore deutsche Lieder. Besonders gegen Abend entsteigen unserm Lager fröhliche Klänge. Dadurch vergessen die meisten Internierten Not und Kummer. Recht fühlbar wird die Gewalt des deutschen Liedes.

Der Tag unserer Erlösung bricht an. Wir marschieren zunächst nach Zabrzeg an der Weichsel, wo wir mit anderen Gefangenen zusammengelegt werden. Hier wohnen wir in langen Dominalscheunen. Am 23. Juni 1921 erwartet uns auf dem Bahnhof Neu-Berun ein langer Personenzug, der an den Seiten jedes Wagens mit einem roten Kreuz versehen ist. Freudig besteigen wir diesen Zug, der uns in die Freiheit bringen soll. In Kattowitz steht auf dem Bahnhof polnisches Militär. Neugierig schauen die Soldaten in unsere Wagen, erkennen uns, ballen die Fäuste und bedrohen uns. Die Begleitpolizei, die interalliierten Offiziere und die Schwestern treten dazwischen. „Hier sind keine Orgesch, nur kranke Menschen!" rufen die Schwestern vom Roten Kreuz. Schimpfend, fluchend und zähneknirschend weichen die polnischen Soldaten.

Der Zug bringt uns vor Kreuzburg, wo wir gegen in Kottbus interniert gewesene polnischgesinnte Oberschlesier ausgetauscht werden und die Grenze unseres befreiten Heimatlandes erreichen.

J. Malkusch.

Schreckenstage in Kandrzin aus den Zeiten des Maiaufstandes 1921

Der dritte Polenaufstand brachte der Gemeinde Kandrzin, Kreis Cosel, Tage der härtesten Bedrängnis und des Grauens. Hatten wir durch deutsche Flüchtlinge aus Oberschlesien, welche in den ersten Unruhen zu uns geflüchtet waren, einen Vorgeschmack bekommen von den unmenschlichen Leiden der Deutschen, so sollten wir im dritten Aufstande am eigenen Leibe erfahren, welche Früchte der grundlose Haß der Polen gegen alles Deutsche zeitigen konnte.

Am Morgen des 3. Mai wurde Kandrzin von schwachen polnischen Kräften besetzt, die sich indes bald lärmend und schießend vor den sich zum Schutze der Heimat zusammengeschlossenen Deutschen, insonderheit Eisenbahnbediensteten und beherzten jungen Leuten aus der Gemeinde und näheren Umgegend, in die Nachbarorte zurückzogen, des Nachts immer wieder den Versuch wiederholend, sich des besonders für ihre rückwärtigen Verbindungen wichtigen Ortes zu bemächtigen. Schon als bedeutendster Eisenbahn-

knotenpunkt war Kandrzin für beide Teile der Kämpfenden von höchster Bedeutung. Acht lange, bange Tage galt es in zunehmender Unsicherheit und Unruhe zu bestehen. Waren die ausgedehnten Wälder zwar ein nicht zu unterschätzender Sicherheitswall für unseren Ort, so bot sich doch andererseits dem verschlagenen Angreifer willkommene Deckung für seine Pläne. Tapfer verteidigten sich die wenigen Deutschen, bei Durchführung ihrer Maßnahmen oft bemerkend, daß der Feind in der ansässigen Bevölkerung seine Verbindungsfäden im Geheimen geknüpft hatte. Nach Wochen noch fand man in dem Waldesdickicht vereinzelt Leichen, welche dem Verlustkonto der Polen zuzuschreiben waren.

Trotz großer Bedrängnis hielt sich der Ort, dann aber bemächtigte sich der Bevölkerung steigende Angst, und bald setzte eine zuerst schwache, von Tag zu Tag sich steigernde Abwanderung von Flüchtlingen ein. Der Bahnverkehr konnte infolge teilweiser Besetzung oder Zerstörung wichtiger Schienenstraßen nicht mehr voll aufrecht erhalten werden. Der Nachtverkehr ruhte bald völlig. Die Unsicherheit nahm ständig zu, zumal die Verteidigung mangels einheitlicher Führung und nicht ausreichender Verstärkung die Sicherung des unübersichtlichen Geländes nicht wirkungsvoll genug durchzuführen in der Lage war. Bangend wagten die Einwohner nicht mehr, sich sorglos der Nachtruhe hinzugeben. Wirre Gerüchte über bedeutende Verstärkungen der Bedränger durch reguläre Truppen durchschwirrten die Luft und veranlaßten die verängstigten Menschen, ihre notwendigsten Habseligkeiten zusammenzuraffen und ihre Heimat, den Ort des Grauens, zu verlassen. Weinende Frauen mit ihren Kindern überall, die meisten rat- und tatlos, nicht glaubend, daß es zum Ärgsten, zur Flucht kommen würde, hoffend daß in der steigenden Bedrängnis ein Retter noch rechtzeitig kommen würde. Das Leben auf den Straßen flaute mehr und mehr ab, Handel und Wandel kamen ins Stocken, da sich die Kampffronten langsam, aber stetig näher rückten. Geschosse schlugen ab und zu in die Häuser ein, einige trafen den Turm der Kirche, das Passieren der Wege brachte Lebensgefahr. Ein junges Paar war gezwungen, den einen Kilometer weiten Weg von Porgorzellez zu Fuß zurückzulegen, weil sich die Droschkenbesitzer weigerten, ihre Gespanne auf der bereits unter feindlichem Feuer liegenden Straße zur Verfügung zur stellen. Der von Cosel sich unterwegs befindliche Geistliche mußte umkehren und gelangte auf Umwegen endlich zur Kirche, so daß die Trauung nach zweistündiger Verspätung vollzogen werden konnte, während fortdauernd die Kugeln der Bedränger über Kirche und Dorf jagten. Als gegen Anbruch des Abends der Lokomotivführer eines von deutscher Seite vorgeschickten Panzerzuges als Leiche in das Krankenhaus eingeliefert wurde — er hatte, bis zur Feuerlinie gefahren, in aufloderndem Kampfeifer die Maschine verlassen und an dem Fußgefecht teilgenommen, wobei ein Kopfschuß ihn hinstreckte — da sahen auch bis dahin Mutige den furchtbaren Ernst unserer Lage ein.





Notgeld aus der Gemeinde Przyschetz



Eisenplakette zum 10jährigen Gedenken der oberschles. Volksabstimmung (verkleinert) *Gleiwitzer Hütte*

Eingetroffene ſchwache deutſche Verſtärkungen bewirkten, daß der gefährliche, für unſere Verteidiger erfolgreiche Waldkampf mit Einbruch der völligen Dunkelheit verſtummte. Zahlreiche Opfer des Kampfes ſollen während der Dunkelheit von den Angreifern fortgeſchafft worden ſein. Die Nacht verlief, abgeſehen von vereinzeltem Schießen vorgeſchobener Poſten, ruhig.

Ein ſonnenlachender Sommerſonntag brachte die Zagenden wieder zu neuen Hoffnungen, kein Schuß fiel und ungeſtört durften die Andächtigen zur Kirche gehen, und manch einer mag ſein Herz an das Herz des himmliſchen Lenkers der Menſchengeſchicke in inbrünſtigem Gebet gelegt haben.

Es war die Ruhe vor dem Sturm. Nach eingtroffenen Erkundungen ſollten die Angreifer in rückwärtige Poſitionen abgezogen ſein. Dieſe Nachrichten hatten, wie ſich ſpäter ergab, inſofern ihre Richtigkeit, als der Feind zwecks konzentrierten Angriffes Verſtärkung erwartete, welche ihn ermutigte, am Montag, den 9. 5., einen Generalangriff auf unſeren Ort zu wagen. Die Abwanderung der Einwohner war indeſſen immer ſtärker geworden. Kandrzin glich einer toten Stadt, die Geſchäfte und Gaſthäuſer hielten ihre Pforten geſchloſſen. Nur wenige Menſchen begegneten einander auf den Straßen. Frauen und Kinder waren in Sicherheit gebracht. Alte und gebrechliche Menſchen fanden ſich mit ihrem ihnen bevorſtehenden Schickſal ab und ſahen tränenden Auges und zitternden Herzens den Abziehenden nach. Freiwillige, junge und alte Männer, hielten aus und ſorgten, ſo lange als möglich, für Sicherheit auf den Straßen. Von fern vernahm man vereinzeltes Schießen, wobei Maſchinengewehrfeuer und die Arbeit von Artillerie und Minenwerfern deutlich herauszuhören war. Gegen zwei Uhr nachmittags verſuchte ein mit Brot beladenes von Franzoſen geſteuertes Laſtauto in der Richtung nach Slawentzitz den Ort zu paſſieren. Die Straßenwache hielt den Wagen an und fand bei näherer Unterſuchung unter den Brotvorräten Schußwaffen der verſchiedenſten Art. Über Zweck und Ziel der Ladung konnte kein Zweifel beſtehen. Durch mutiges Auftreten mußte die Weiterfahrt der „Beſchützer" Oberſchleſiens verhindert werden. Vom Annaberg her wurde, aus ſich ſtändig verſtärkendem Geſchütz- und Maſchinengewehrfeuer zu ſchließen, der Kampf lebhafter. Die Entſcheidung nahte. Beſonders wichtige, aber infolge der ſehr ſchwachen Verteidigung ſtark exponierte Stellungen hielten tapfer aus, bis ſchließlich von allen Seiten der Sturm der Inſurgenten jede weitere Maßnahme erfolglos machte. Gegen 5 Uhr nachmittag war Kandrzin in die Hände der Polen gefallen. Sinnloſer und unbarmherziger hat wohl auch in dem männermordenden Weltkriege kaum eine Stadt und deren zurückgebliebene Bevölkerung den Haß eines Feindes zu ſpüren bekommen.

In welcher Weiſe die Bevölkerung von Kandrzin ihrer Habe beraubt wurde und unerſetzliche Schäden an Leib und Gut erlitten hat, gehört der Geſchichte an. Die Schil-

derung alles des Grausamen und Unmenschlichen würde über den Rahmen dieses Berichtes gehen und ein Buch füllen.

Während die Zurückgebliebenen und das Hab und Gut der Geflohenen der Gier der Feinde preisgegeben waren, flutete auf der Straße nach der zunächst schützenden Kreisstadt ein Menschenstrom.

Menschen! Hast du, lieber Leser, schon einmal solch einen grauenerregenden Zug von armen von Haus und Hof vertriebenen, der Habe und des Gutes beraubten Flüchtlingen gesehen, welche verglasten Auges, offenen vor Jammer und Schrecken lautlos gewordenen Mundes, barhaupt und bloßfüßig dahingehen? Von und in der Menge geschoben, gestoßen, geschleppt und vielleicht gar zertretener Geschöpfe. Ich mische mich unter sie, die da um ihr Leben laufen, bei denen jeder Unterschied von Stand und Rang aufgehört zu haben scheint. Hand-, Bretter-, Kutsch- und Kinderwagen wirr durcheinander, beladen mit letzter Habe, ein Teil selbst von dem Geretteten in dem Drängen verloren, zerrissen, zerbrochen. Nur nicht stehen bleiben, etwas aufnehmen wollen, nur vorwärts, vorwärts, denn Stehenbleiben wäre hier der Tod, zumal der Feind seine mordenden Geschosse auch noch den Fliehenden nachsendet. Dort schreiende Kinder, hier suchende Eltern. Inmitten des wüsten Durcheinanders eine Bauernfrau, eine störrische Kuh am Stricke führend; ein kleiner, schmutziger, glückstrahlender Dorfjunge hat sein Kaninchen gerettet, während einige Dorfhunde der Menge bellend folgen und damit ihr Teil zur allgemeinen Verwirrung beitragen. Rückblickend die Rauchfahnen eines brennenden Bauernhofes.

Obdachlos gelangen die Heimatlosen in der Kreisstadt an, wo sie in Ermangelung eines Unterkommens auf der Straße nächtigen. Die Treppe des Kriegerdenkmals wird zur Kinderstube, dort melkt eine Mutter die „Armeleutekuh", die sie flüchtend gerettet hat. Mitleidige Stadtleute verteilen Brot und Kaffee. Die Brunnen sind von Durstigen umlagert. Sie reden wenig, aber ihrer aller Blicke sind nach Osten gerichtet, wo sie ihre heimatliche Scholle verlassen wissen, Hab und Gut gierigen Feinden ausgeliefert.

Von fernher immer noch das Knattern der Gewehre, das unheimliche Hämmern der Maschinengewehre, detonierende Handgranaten und Sprengschüsse lassen die Luft erzittern, die Flüchtlinge erbeben. Kandrzin ist durch Verrat gefallen.

Sechs Wochen einer ungewissen Zukunft preisgegeben finden die Heimatlosen nach und nach ein Obdach, das ihnen mehr oder weniger freundlich in verschiedenen Gemeinden bereitet wird, bis es endlich deutscher Jugendkraft gelingt, unseren Ort zu befreien und auch den Einwohnern der umliegenden Ortschaften die Heimkehr zu ermöglichen. Auf beschwerlichen Wegen, über gesprengte Brücken, an deren Stelle hölzerne Notbrücken von einem Pionierkommando hergestellt wurden, kommen die Armsten einzeln und scharenweise. Was werden sie wiederfinden, wo einst fleißiger, froher

Menschen blühende Heimstätte war! Jammer über Jammer! Der Riesenbahnhof — ein Ort des Grauens, der Verwüstung, zerschossen, verunreinigt. Kein Haus im Dorfe, das nicht Spuren des Kampfes und der sinnlosesten Verwüstung trägt, die Haustüren eingeschlagen, die Geschäfte bis auf den letzten Nagel ausgeraubt, die Gaststätten verwüstet, die Schulgebäude beschmutzt, ein schreckliches Bild der haßdiktierten Vernichtung. Die Wohnungen ausgeraubt, und was der sinnlos wütenden Menge zum Fortbringen wertlos und unbequem schien, in Trümmer zerschlagen. In mehr als zwanzig Wagen, Lastautos und gar mit der Bahn wurden die gestohlenen Sachen fortgeschafft. Die Haustiere fehlen gänzlich, die Gärten sind verwüstet. In Wohnstuben, Schulklassen und Höfen lag der Schmutz und Unrat fußhoch. Während die katholische Kirche unversehrt blieb, hat die der evangelischen Gemeinde arg gelitten. Durch Granatschuß ist das Mauerwerk des Altarraumes zerstört, das kostbare Altarbild vollständig zersplittert. Turm und Dach weisen zahlreiche Kugeltreffer auf. Der gemauerte Zaun des katholischen Friedhofes erhielt einen Granattreffer.

Nachdem eine Abteilung italienischer Soldaten zur Sicherheit des Ortes eingerückt ist, kehrt allmählich wieder altes Leben und Treiben zurück. Der Bahnverkehr wird aufgenommen, Geschäftsleute und Handwerker nehmen ihre Tätigkeit auf, und auch mit dem Schulunterricht soll begonnen werden, obwohl derselbe nur unter gewissen Einschränkungen aufgenommen werden kann, da in dem Schulgebäude die Besatzungstruppe untergebracht ist. Durch Verhandlungen mit der Befehlsstelle wird erreicht, daß zunächst drei, später fünf Klassenzimmer benutzbar sind.

Eine unbedingte Ruhe trat erst nach und nach ein, immer wieder verbreiteten sich alarmierende Gerüchte von neuen Überfällen und nochmals traf manch einer Vorbereitungen zu erneuter Flucht.

Hat auch der Weltkrieg unsere engere Heimat dank der Tapferkeit unserer Heere verschonen müssen, so erfuhren wir doch das ganze Elend und Wüten aufgepeitschter, disziplinloser Mengen in den berüchtigten oberschlesischen Aufständen auf das schrecklichste. Viel hat uns die Not genommen, eines aber konnte uns auch das schwerste Leid nicht rauben: das deutsche Herz und die unwandelbare Liebe zum Vaterlande.

Der Helden des oberschlesischen Selbstschutzes aber wird die Gemeinde Kandrzin stets in unverlöschlichem Danke sich erinnern. Der mutigen Schar des Hauptmannes im Selbstschutze, Heydebreck, von welcher noch am letzten Tage bei dem Sturm auf Kandrzin sieben Angehörige ihre Treue mit dem Tode besiegelten, hat der Kriegerverein auf ihrem schönen Waldgrabe ein schlichtes, aber eindrucksvolles Gedächtnismal errichtet. Ihrem mutigen Kämpfen und ihrem Heldentod wird alljährlich von den Vereinen und Bewohnern Kandrzins und Umgebung gedacht. Dann schmückt dankbare Liebe ihr Grab, das der Nachwelt zur Kraftquelle im Kampfe um Heimaterde und Deutschtum sein und bleiben soll für alle Zeiten.

G. Leichter.

In den Händen der Insurgenten

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde, daß die entfesselten Banden auf dem Lande furchtbar wüten. Frau von Anlock, die vier Söhne im Weltkrieg verloren hatte, stand nun in Sorge um ihren jüngsten Sohn Wilhelm, der im Kreise Gleiwitz Gutseleve war. Alle Versuche, Näheres über ihn zu erfahren, mißlangen. Endlich kam die Nachricht, daß er vor einigen Tagen das Gut verlassen habe, um sich nach Gleiwitz durchzuschlagen. Er kam nicht. Schließlich wurde bekannt, daß die Insurgenten ihn gefaßt und als Geisel nach dem Kreise Rybnik geschafft hätten. Sie wollten in Erfahrung gebracht haben, daß sein Bruder, der Freikorpsführer, angriffsbereit an der Grenze stehe; für den Fall eines Vorgehens sollte Rache an Wilhelm genommen werden. Die entsetzlichen Bilder der mißhandelten Flüchtlinge, die täglich nach Gleiwitz strömten, waren Beweis, daß hinter diesen Drohungen bittere Wahrheit steckte. Frau von Anlock wollte zu ihrem Sohn. Ich beschloß, sie in das Lager zu begleiten, in das er gebracht war. Jeder Augenblick konnte eine Schreckensnachricht über ihn bringen. Wir brauchten dazu den Passierschein der Interalliierten Kommission. Aus meiner Tätigkeit als Mitglied des Paritätischen Ausschusses hatte ich Beziehungen zu diesen Stellen und wurde zu jeder Zeit vorgelassen. Ich klärte den zuständigen französischen Oberst Vergé, mit dem ich trotz sachlicher Kämpfe ganz gut stand, über den Sachverhalt auf. Er war bereit, uns den Passierschein auszustellen, riet aber mit Rücksicht auf die erregte Stimmung der dortigen Bevölkerung und der Mißliebigkeit unserer Namen dringend ab, die Reise zu unternehmen. Wir nahmen uns trotzdem vor, am gleichen Tage abzureisen. Kurz darauf meldete sich jedoch ein Mann bei mir, dessen Namen ich in seinem eigenen Interesse ebenso verschweigen möchte, wie die Entwickelung der Dinge drüben selbst. Er hatte, dank des glänzend organisierten Spitzelsystems in dieser Abteilung von unserem Vorhaben Kenntnis erhalten und bekannte sich zur polnischen Richtung. Er warnte dringend vor unserem Vorhaben, da wir bei der feindseligen Stimmung der Aufständischen bestimmt nicht zurückkommen würden, hetzte doch gerade in diesen Tagen die polnische Presse in maßloser Weise zum Morde gegen das „verruchte preußische Dreigestirn" Kaffanke-Günther-Lowack. Er hielt uns außerdem das Zwecklose unseres Vorhabens vor Augen, da es ausgeschlossen sei, daß wir als Frauen überhaupt in das Lager hineinkämen, geschweige denn daß wir irgend etwas, sei es auch nur ein Gespräch mit Wilhelm, erreichen könnten. Er machte mir daher folgenden Vorschlag: Ich solle dafür sorgen, daß am nächsten Morgen in der Frühe ein Auto, polnisch signiert, mit einem Führer bereitstehe. Er selbst wolle Wilhelm von Anlock herausholen. Er habe Verbindungen, die ihm das ermöglichen. Er erzählte mir,

daß er als Arbeiterkind in Ruda, wo auch von Aulocks früher gewohnt hatten, in der Familie liebevolle Aufnahme gefunden habe und mit den Jungen gut Kamerad gewesen sei; er sei froh, seine Freundschaft auf diese Weise zu vergelten. Dies klang so phantastisch, daß ich natürlich sofort an eine Falle dachte. Die Polen brauchen Autos, und der Chauffeur, ein „Orgesch", wird beseitigt. Ich verabredete mit ihm, bald bei Frau von Aulock zusammenzukommen. Diese bestätigte mir die Erzählung des „Unbekannten." Es war tatsächlich Freundschaft. Aber woher das Auto? Wer riskierte es? Wer garantierte, daß bei aller guten Absicht der Plan wirklich glückte und das Auto nicht doch „requiriert" wurde?

Da es sich für andere weit besser bittet als in eigener Sache, betrachtete ich es als meine Mission, dafür zu sorgen, daß das Auto rechtzeitig zur Stelle war. Privat war ausgeschlossen! Blieb nur das Plebiszit. Günther lachte laut auf, als ich ihm dieses „Märchen" vortrug. „Ausgeschlossen" erklärten alle Mitverantwortlichen „das Auto sei bestimmt verloren. Sie wüßten so schon nicht, wie sie bei den starken Anforderungen — es galt, dauernd Verletzte, Flüchtlinge zu betreuen — auskommen sollten." Das Auto mußte aber geschafft werden, koste es, was es wolle. Es gab ernste und schwere Auseinandersetzungen. Beide Teile hatten Recht. Ich mußte es einsehen, was für das Plebiszit auf dem Spiel stand, wenn der gerade in dieser Zeit so unersetzliche Verlust des Autos eintrat, und ich durfte trotzdem nicht nachgeben, weil für mich nur der eine Gedanke vorherrschend sein mußte: „Ein Deutscher in Gewalt der Polen und unsere Abwehr hierdurch gehemmt." Endlich hatte das Gewitter — und es war ein heftiges Gewitter gewesen — ausgetobt: Der juristische Beirat des Plebiszites, Rechtsanwalt Dr. Ernst Kohn, sollte sofort hinzugezogen werden und unter Anhörung beider Teile mit entscheiden. Klopfenden Herzens harrten wir beiden Frauen des Ergebnisses. Die Tür öffnete sich. Günthers Gesicht strahlte Verheißung. Er wollte noch nicht zugeben, daß der „Hohe Rat" sich genau so von vaterländischen Gefühlserwägungen leiten ließ, wie wir „leichtsinnigen Frauen". Er meinte daher, er solle einmal fragen, welche Garantien vorhanden seien, wenn das Auto nicht zurückkäme. Ich bot leichtsinnig, was ich besaß, und verpfändete meine im deutsch-polnischen Plebiszitkampf ohnehin schon stark mitgenommene Ehre. Frau von Aulocks Verpflichtungen waren ernsthafter. Das Auto war uns sicher.

„Ja, aber" meinte Günther, „jetzt müssen Sie sehen, wie Sie zu einem Chauffeur kommen, der das Auto hinbringt. Die Verantwortung für den könne das Plebeszit doch nicht tragen". Darum hatte ich keine Sorge. Ich kannte unsere prächtigen deutschen Jungen. Im „Depot" angekommen, fragte ich: „Wer holt morgen früh einen Deutschen aus den Klauen der Polen?"

„Wo?"

„Im Pleſſer Kreis! Ein Kundiger fährt mit."
Sie wollten alle. Einer drängelte ſich am frechſten vor:
„Für einen Deutſchen fahr ich in die Hölle. Papiere?"
„Wird alles beſorgt."
Seidlitzki wars.
Die deutſche Mutter nähte die polniſche Flagge, die in der Morgendämmerſtunde dem raſenden Auto voranweht.
Fünf Uhr nachmittags. Um ſpäteſtens 3 Uhr wollten ſie zurück ſein. Ich machte mir bei Oberſt Vergé zu ſchaffen, um dort auszuſpionieren, ob irgend etwas los ſei. Ein uns wohlgeſinnter Dolmetſcher, der eingeweiht war, zog ein bedenkliches Geſicht: „Wenn ſie bis jetzt nicht da ſind, dann hat man ſie beſtimmt geſchnappt. Sie haben zwei deutſche Autos gegriffen, darunter eines mit einem gefährlichen Orgeſch." Ich ſchlich zur Frau von Anlock. Auf dem Wege ſah ich Günther kommen. Ich drückte mich feige um die Ecke, um ihm auszuweichen. Aus dem Plebiſzit hatten ſie ſchon zweimal fragen laſſen, ob das Auto zurück ſei. Ich wurde immer kleinlauter. Nun ſaßen wir ſtundenlang in Frau von Anlocks Wohnung, bei jedem Hupen aufſchreckend, bis es abend ¾9 wurde. Um 9 Uhr mußte alles zu Hauſe ſein. Das wußte Seidlitzki. Die Sache ſchien verloren.
Ich mußte nach Haus. Ich war kaum im Zimmer, da läutete das Telefon Sturm. „Wilhelm iſt eben angekommen." Am nächſten Morgen ſtand er vor mir. Etwas demoliert. Sie hatten ihm ſeine Brille auf dem Geſicht kaput geſchlagen und dieſes bekam auch etwas ab. Aber die Hauptſache: Er war da. Und mit ihm vor allem: Das mit meiner lädierten Ehre verpfändete Auto und der tapfere deutſche Junge Seidlitzki. Die Zeit für diejenigen, die drüben ihre Miſſion erfüllten, zu ſprechen, iſt noch nicht gekommen. Und deshalb muß ich auch darüber ſchweigen. Maria Lowack.

Ein deutſcher Held wird begraben

Beſonders tragiſch war der Tod des Selbſtſchutzmannes Walter Grzywotz, Beuthen. Es ſchreibt Erna Drewitz in dem Buche von W. Piſarski „Der Selbſtſchutzkampf um Beuthen O/S.", das im Selbſtverlage von W. Piſarski, Beuthen O/S., Friedrichſtraße 21, in einem Umfange von 112 Seiten, geſchmückt mit Bildern, herauskam:

Ein Junimorgen im ſchweren Jahre 1921.
Von St. Hyazinth klangen 5 Schläge über die morgenſtille Stadt.
Eine kleine Schar ſtand in der Kapelle des ſtädtiſchen Krankenhauſes am offenen Sarge

eines jungen Selbſtſchutzkämpfers. Zwiſchen zahlloſen, zartfarbigen Roſen ein ſtilles blaſſes Geſicht, eine weiße Binde um die Stirn. Durch das Fenſter fiel das junge Morgenlicht und legte einen matten Schein um die bleichen Züge, auf denen zu leſen die Größe deſſen geſchrieben ſtand, „der ſein Leben laſſet für ſeine Freunde". Im Straßenkampfe als Samariter einen verwundeten Kameraden verbindend, hatte eine franzöſiſche Kugel ihn getroffen. Nun mußte er in früher Morgenſtunde ganz heimlich ſeinen letzten Weg tun, nur ganz wenige durften ihn begleiten, die fremden Herren im Lande hatten es ſo befohlen, und die Poſten jenſeits der Straße hatten acht, daß es ſo geſchah.

Durch die einſamen Straßen bewegte ſich dann der kleine Zug. Goldflimmernd lag das Sonnenlicht auf dem Weg, und von irgendwo klang Glockengeläut und ſang mahnend über der noch ſo ſtillen Stadt von der Treue bis zum Tode und von der Krone des Lebens. Auf dem Friedhof war ein Prangen der köſtlichſten Sommerſchönheit in einem Blühen von zahlloſen Sommerblumen, rot und blau, weiß und golden, umwoben von der Sonne Flimmern und hoch über den ſchweigenden Feldern klang der Lerchen Lied. Und wie ſie den Sarg durch all das Blühen trugen, da war mir's, als würde leuchtender der Farben Prangen und goldener der Sonne Licht, grüßend einen Getreuen auf ſeinem letzten Wege.

Die Hecke am offenen Grabe ſtand in weißer Blütenpracht, ſein Rand aber und ſein Inneres waren bedeckt mit Hunderten von Roſen. In der Ferne fiel irgendwo ein Schuß und verhallte langſam in der Morgenſtille. In meiner Seele aber hatte er Lante geweckt und die klangen mir wie das Raſſeln von ſchweren Ketten und begleiteten die Worte des Predigers und wollten nimmer ſchweigen. Als der Prediger gegangen war, trat ein junger Selbſtſchutzkämpfer an das offene Grab, nahm aus einer Hülle eine breite, ſchwarz-weiß-rote Schleife, ließ ſie langſam in das offene Grab hinabgleiten und ſagte: „Von dort wird ſie Dir niemand wegnehmen," und mochte dabei wohl an die ſchwarz-weiß-roten Schleifen denken, die Franzoſenhände andern toten Kameraden vom offenen Sarge, vom Grabe weggeholt hatten. Und dann ſang die kleine Schar: „Ich hatt' einen Kameraden" — ganz leiſe und es klang ein Schluchzen mit. Mir war es, als ob der Heimgegangene, der dort unten ſchlief, die deutſche, zu Grabe getragene Freiheit verkörpert, und das Herz tat mir weh.

— — — —

Das Notgeld der Gemeinde Przyschetz, Kr. Oppeln

Die ersten Notgeldscheine gab die Gemeinde Przyschetz zum Andenken an die Abstimmung in Oberschlesien am 20. 3. 1921 heraus. Sie waren bis zum 1. Oktober 1921 gültig.

Beide Scheine — 25 Pf. und 50 Pf. — zeigen auf der Vorderseite Ortsbilder und auf der Rückseite Kindergruppen nach Fotografien.

Auf der Rückseite wird das Abstimmungsergebnis festgehalten durch den Satz: „Zum Andenken an die Abstimmung am 20. 3. 1921. — 403 Wähler gaben ihre Stimme Deutschland und 44 Wähler Polen."

Diese einfache, kleine Notgeldausgabe war schnell vergriffen. Ihr folgten eine neuer 50 Pf.- und ein 75Pf.-Schein.

Während des letzten Polenputsches entstand im besetzten Gebiete von Oberschlesien ein großer Kleingeldmangel.

Einen großer Teil des Landes hatten die Polen besetzt und gegen Deutschland abgeschlossen; es stockte jeglicher Verkehr. Die Industriewerke und Kassen hatten kein Geld, um den Riesenbedarf des Bezirks zu decken. Selbst Eisenmünzen wurden gehamstert. Auch Korfanty gab eigenes Geld heraus. In dieser Zeit erfolgte die zweite Notgeldausgabe der Gemeinde Przyschetz.

Um die Volksabstimmung in Oberschlesien vorzubereiten und durchzuführen, hatte die Entente das Land nicht nur militärisch besetzt, sondern ihm auch eine Ententeverwaltung gegeben.

Diese hat in deutscher und polnischer Sprache der Bevölkerung allerlei von Frieden, Freiheit, Recht und Gerechtigkeit versprochen. Eine Odezwa = Bekanntmachung jagte die andere. Der Oberschlesier lernte die Legitimationskarte, die Apo, die O/S.-Briefmarken, die paritätischen Ausschüsse, das Interalliierte Büro kennen.

Es kam der Abstimmungstag. Deutschland hatte die Mehrheit. Aber Korfanty inszenierte einen großen Putsch und Genf beschloß die Teilung Oberschlesiens.

Es ist Heinz Schiestl und Jakob Willy gelungen, diese Fremdherrschaft im aufgepeitschten Lande im Bilde zu gestalten.

Der 50-Pf.-Schein zeigt auf der Vorderseite an einer Wage die große Ententebriefmarke, die trotz ihrer Größe leichter ist als die alte, kleine 50-Pf.-Germaniabriefmarke. Auf der Rückseite sieht man drei Waldarbeiter in französischer, englischer und italienischer Uniform eine Waldlichtung schaffen. Sie fällen den letzten Baum, in dessen Rinde ein Herz mit der Inschrift „Oberschlesien" eingeschnitten ist. Links steht gefesselt der deutsche Michel und muß zuschauen, wie fremde Militaristen sein Eigentum zerstören.

Der 75-Pf.-Schein zeigt auf der Vorderseite die Schornsteine und Türme eines oberschlesischen Hüttenwerkes. Kämpfend umflattern dieses Werk der schwarze deutsche Adler und der weiße polnische Adler.

Jeder will dem andern das reiche Industrieland entreißen, und beide achten nicht darauf, daß durch ihre Feindschaft ein neuer Weltbrand entstehen könnte. Schon züngelt die gelbe Lohe eines neuen Weltkrieges hinter den Kämpfenden auf.

Die Rückseite des 75 Pf.-Scheines hat den Moment der Mittagspause unserer „Holzfäller" festgehalten.

Auf einem Baumstumpf steht ein leerer Eßnapf. Die übermütigen Ententemilitaristen haben in ihm Seifenschaum eingerührt und vergnügen sich damit, schillernde und glänzende Seifenblasen (leere Versprechungen) in die Luft zu treiben, nach denen der O/S.-Arbeiter hascht. Aber bald muß er sehen, daß alles, was aus dem Munde der Entente kommt, ob es nun „Aufruf", „Apo", „Paß", „Visum", „paritätischer Ausschuß", „Odezwa", Interalliiertes Büro" oder „Völkerbund" heißt, das alles nur den Wert zerplatzender Seifenblasen hat.

Als im 3. Aufstand Korfanty seine Truppen gar zu weit ins Land führte, kam Generalleutnant a. D. Höfer den Deutschen in O/S. zu Hilfe.

Symbolisch sieht man ihn als einarmigen Jüngling dargestellt, wie er mit seinem Armstumpf sich auf einen Schild, Abzeichen des O/S-Selbstschutzes, stützt und mit einem Schwert die Rechte der Deutschen verficht und alle Seifenblasen der Entente zum Teufel jagt. Trotz ihrer rigorosen Einstellung kamen die Ententemilitaristen nicht dazu, dieses Notgeld zu beschlagnahmen, und so wanderte es in alle Weltteile, erzählte von der Not und den Kämpfen unseres Heimatlandes und warb ihm neue Freunde. Über 100 000 Stück zerstreuten sich unter den Sammlern in Deutschland, Holland, Skandinavien, Amerika, Indien, Japan usw.

Später erhielt ein kleiner Teil der Auflage den Metallstempelaufdruck in Rot, Silber und Gold: „Gültigkeit bis 1. Juni 22 verlängert."

Um seine Dankbarkeit zu bekunden, schenkte der Gemeindevorstand dem Generalleutnant a. D. Höfer für seine Befreiungstat in O/S. in kunstvoller Mappe das Przyschetzer Notgeld.

L.

Wieder vereint mit dem Vaterlande

Als wir Anfang Februar 1920 auf dem Ringe in Kattowitz die Paradeaufstellung der scheidenden deutschen Truppen gesehen hatten, ging bei allem guten Glauben an Gerechtigkeit auch ein Teil der Zuversicht mit den abziehenden Truppen dahin. Der trübe Wintertag paßte zu unserer Stimmung, als dann kurz darauf französisches Militär einrückte — zur Aufrechterhaltung der Ordnung, zur reibungslosen Sicherstellung der Abstimmungsvorbereitungen! Wie schwer wurden wir dann enttäuscht, als die französischen Soldaten mit Gewehr bei Fuß müßige Zuschauer bei den polnischen Insurgentengreueln darstellten. Und dabei immer noch über zwei Jahre von törichter Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der vorgespielten Komödie erfüllt, deren Endwirkung sich trotz des vielversprechenden Ergebnisses des 20. März 1921 zu einem Drama gestaltete. Weltgeschichte! —

Und dann kam — ein Lichtblick in jenen trüben Tagen — die Wiedervereinigung des bei Deutschland verbleibenden Teiles des Abstimmungsgebietes mit dem Vaterlande, die bekanntlich zonenweise vor sich ging. Unvergeßliche Julitage des Jahres 1922 waren es, die ich damals in Beuthen verlebte, als die Interalliierte Kommission in der fünften Zone die Verwaltung in deutsche Hände zurückgab. Die Vorbereitungen dazu in allen Kreisen der Bevölkerung wurden nicht durch den wieder einmal verhängten Belagerungszustand gestört. In den Läden tauchten Fahnen, Wappenschilder und Abzeichen aller Art in den deutschen und schlesischen Farben auf. Der Bau von Ehrenpforten und die Ausschmückung der Straßen und Häuser begann, sodaß zur Stunde des Flaggenwechsels am 3. Juli das Stadtbild kaum wiederzuerkennen war. Um 10 Uhr früh beginnt die feierliche Handlung bei den Amtsräumen des Kreiskontrolleurs. Eine halbe Stunde vorher zieht das englische Militär — das französische Kommando hat uns schon bei Nacht und Nebel verlassen — mit klingendem Spiel durch die Straßen der Stadt zur Teilnahme an der denkwürdigen Handlung. Die Unterzeichnung des Übergabeprotokolls durch den Oberbürgermeister und den Landrat hat stattgefunden. Alle Augen der dichtgedrängten Menschenmenge sind auf den Mast mit den Flaggen der interalliierten Mächte gerichtet. Endlich die Niederholung durch einen englischen Soldaten und schon sieht man oben die deutschen Farben, begrüßt von brausendem Jubel der begeisterten Menge, während die englische Ehrenkompagnie und die deutsche Schupoabteilung Ehrenbezeugung erweist. Ein Hoch des Oberbürgermeisters auf das deutsche Vaterland, ein Hoch des Landrats auf das oberschlesische Land und auf oberschlesische Arbeit, das Deutschlandlied aus Tausenden von Herzen und Kehlen und die denkwürdige Feier,

durch die formell die Rückkehr unter deutsche Oberhoheit ausgedrückt ist, ist beendet. Herrliches Sommerwetter steigert die Stimmung. Inzwischen legt man letzte Hand an für die Ausschmückung der Straßen und Häuser zur Begrüßung der am nächsten Tage eintreffenden Reichswehr. Die Häuserfronten verschwinden unter der Fülle der Girlanden und Fahnen. In der Bahnhofstraße fällt eine riesige gelb-weiße Fahne mit dem schlesischen Adler besonders auf. Sie hat bei der Trauerfeier anläßlich des Verlustes eines Teiles von Oberschlesien den Reichstag geschmückt. „Willkommen Reichswehr und Schutzpolizei," so liest man überall. Wagen und Karren mit Laubgrün winden sich durch das Menschengewoge. Kriegsorden, Abzeichen oder Schleifen fast auf jeder Brust. Ein deutscher Schäferhund streicht mit stolz erhobener Nase an mir vorüber. Kein Wunder, ziert doch eine große schwarz-weiß-rote Schleife sein Halsband.

Um 1 Uhr mittags verlassen die englischen Truppen unbehelligt die Stadt. Wohl kaum gab es eine Abschiedsträne, aber manche Freudentränen ob der Rückkehr zum deutschen Vaterlande. — Nachmittags in den Lokalen, besonders in den Kaffeehäusern, großer Betrieb. Wer hatte Ruhe daheim! Immer wieder hört man das Deutschlandlied sowie andere vaterländische Weisen und Märsche. Eben treffen die Klänge des Hohenfriedeberger Marsches mein Ohr. Alter Fritz, könntest du doch sehen, wie es in diesem Teil von Schlesien, deinem langjährigen Schmerzenskinde, heute aussieht! —

Gegen Abend wird der Verkehr auf den Straßen beängstigend. Vielfach sieht man Mitglieder des Selbstschutzes im feldgrauen Rock, mitgenommen durch die Nachtwachen mit ihren vielseitigen Strapazen und Gefahren und durch die Kämpfe und Geplänkel mit den polnischen Banden vor den Toren der Stadt. Noch heute heißen Dank, ihr braven Jungens! Was wäre wohl aus uns ohne euch geworden! —

Abends Fackelzug des Selbstschutzes! In tadelloser Ordnung unter dem Jubel der Bevölkerung geht alles vor sich, selbstverständlich nicht mehr beengt durch den oft und lange genug empfundenen Zwang des Belagerungszustandes. Übermütige Stimmung in allen Lokalen, Händedrücken und lebhafteste Unterhaltung überall! — Als ich endlich durch die warme Sommernacht nach Hause bummele, kreuzt nochmals ein Selbstschutztrupp meinen Weg. Spielleute voran. Abteilung halt! Weggetreten! — Es ist recht so, ihr habt die Ruhe verdient. —

Am nächsten Morgen lockt lachende Sonne alles früh aus dem Bett. Feststimmung und Festkleidung überall. Schulen sammeln sich, Vereine ziehen zu den Sammelplätzen. Über 50 Vereine beteiligen sich außer den Schulen an der Spalierbildung für den Empfang der Reichswehr. Schon zwei Stunden vor dem Einzug wartet die Menschenmenge ungeduldig auf den Straßen, an den Fenstern, ja selbst auf den Dächern. Der Aufmarsch des Spaliers vollzieht sich glatt. Einige Gruppen heben sich

besonders hervor, so die Roßberger Bauern in ihrer schmucken Tracht, hoch zu Roß. Im strammen Schritt marschieren die Kriegervereine an. Eisgraue Männlein sind dabei, die Brust geschmückt mit Orden und Ehrenzeichen. Von einem Fenster in der Bahnhofstraße sehe ich auf das Menschengewühl. Plötzlich großer Jubel dort unten, Hüteschwenken und Blumenregen. Eine Feldküche der Reichswehr trabt durch die Straße. Na, dann ist die Truppe ja auch nicht mehr fern! — Pünktlich um halb zwölf Uhr hört man in der Ferne dumpfe Paukenschläge, dann die Klänge eines Militärmarsches. Sie kommen, sie kommen! Überall gesteigerte Unruhe und langgestreckte Hälse. Vorweg eine Abteilung Schupo auf Fahrrädern, begrüßt von brausendem Hurra, dahinter das Musikkorps der Reichswehr und zwei Kompagnien Infanterie nebst einer halben Kompagnie Maschinengewehre. Immer wieder erneuter, sich fortpflanzender Jubel, immer wieder Hüteschwenken und Blumenregen. Unwillkürlich denke ich an die ergreifende Abschiedsparade in Kattowitz im Februar 1920. Doch heute ist nicht die Zeit für trübe Gedanken. Die nachfolgenden Abteilungen des Selbstschutzes werden nicht minder stürmisch begrüßt. Die spalierbildenden Vereine schließen sich dem Zuge an, um dann gradeswegs den Paradeplatz zu erreichen, während die Truppen an verschiedenen Stellen offiziell begrüßt werden. Dann die Parade auf dem Moltkeplatz, die mit Vorbeimarsch in Zügen beginnt. Da wird das Auge manches alten Soldaten feucht. — Der Selbstschutz schließt sich in Gruppenkolonnen an, ebenso die Kriegervereine.

Die Truppe rückt ins Quartier, die geschlossenen Verbände der Schulen und Vereine lösen sich auf, und die Menschenmenge verläuft sich langsam. Nachmittags gibt es allerlei Feiern, Bewirtung der Reichswehr, Volksfest usw. Am Abend erstrahlen die Ehrenpforten im Lichterglanz, auch viele Privathäuser, besonders dort, wo man im Kreise Gleichgesinnter das Ende des unvergeßlichen Tages in froher Stimmung festlich begeht. Und über allem der Zauber einer wundervollen Sommernacht, wie geschaffen dazu, das Herz weit zu machen. — — —

Dr.-Ing. Wegener.

Mahnwort eines Alten, das auch für Oberschlesien zutrifft:

„Der Einzelne soll verzeihen, Völker sollen aufs strengste auf ihr Recht halten, weil gutmütige Schwäche, heute ausgeübt, der künftigen Zeit ein sicheres Unheil gebiert und sie nicht Barmherzigkeit ausüben können für das Böse, was folgenden Geschlechtern angetan wird."

Joseph von Görres.

Frisch auf!

Ob Stürme uns umtosten
und wider uns die Welt —
Deutsch, deutsch ist unser Osten,
Deutsch Schippe, Pflug und Feld!

Und singen sie am Rheine
Von deutscher Reben Blut —
Ich stärkte im Flammenscheine
Der Essen des Herzens Glut.

Die Hüttenfeuer tauchen
In Blut des Himmels Rand;
Die Werke rasseln und fauchen
Und schaffen mit eiserner Hand.

Es steh'n bei Kohle und Erzen
Die Eichen voll im Saft;
Es schlagen deutsche Herzen
Mit Heldenkraft;

Es braust durch deine Hallen
Der Arbeit hohes Lied —
Frisch auf! Die Hämmer schallen,
Der Rauch der Esse zieht.

Frisch auf! Die Räder kreisen;
Von deutschem Geist durchglüht,
Streckt sich das starre Eisen,
Daß hoch der Funke sprüht.

Nun hat man dich zerrissen,
Heimatland,
Mit scharfen Raubtierbissen
Sich in dein Fleisch gebrannt.

Doch konnte man nicht rauben,
Was deutsch noch in dir webt
Und nicht den starken Glauben,
Der unser Herz erhebt:

Einst muß die Stunde kommen,
Die uns befreit vom Joch —
Soviel man uns genommen,
Das Beste blieb uns doch. —

Gertrud Grabowski †

Zu den Bildern: Von den auf Grund unseres Aufrufes eingegangenen Bildern bringen wir einige wesentliche Proben, in zeitlicher Reihenfolge.
Das Heft beginnt mit einem Feldkreuz bei Poppelau, Kreis Oppeln. Das Kreuz ist von der Art, wie wir ihm auf Weg und Steg in Oberschlesien begegnen, ein schlichtes Denkmal gläubigen Gemütes, gleichzeitig ein Sinnbild für den Kreuzweg Oberschlesiens nach dem Weltkriege.
Bei der Auswahl der Bilder kam es uns in erster Reihe darauf an, einen Eindruck von der deutschen Volksbewegung in der Abstimmungszeit zu vermitteln, gleichzeitig aber auch den polnischen Gegner zu zeigen. Besonders zahlreich waren die Einsendungen mit polnischen Greueltaten; sie stellten jene Unglücklichen dar, die um ihrer Deutschlandtreue willen zerschlagen und bestialisch verstümmelt und gemordet wurden. Aus mehrfachen Gründen verzichteten wir in diesem Heft auf die Wiedergabe solcher Bilder. Wir konnten es uns aber nicht versagen, wenigstens in einem Bilde die französisch-polnische Verbrüderung zu zeigen, die uns die Parteilichkeit und den Vertragsbruch der französischen Besatzungsmacht in Erinnerung bringt. Demgegenüber veröffentlichen wir ein Bild von Italienern, die, getreu ihrer für Oberschlesien übernommenen Vertragsverpflichtung, mit polnischen Insurgenten im Kampfe stehen.
Auf dem Bilde „Übergabe Ostoberschlesiens an Polen in Kattowitz" ist der zweite Mann von rechts General Le Rond, der interalliierte Machthaber Oberschlesiens in der Abstimmungszeit und „der große Freund Polens", wie er sich selbst genannt hat; neben ihm, also als dritter von rechts, sehen wir Wojciech Korfanty. Es kann ruhig ausgesprochen werden, daß Polen von Oberschlesien keinen Fußbreit Boden zugeschoben bekommen hätte, wenn nicht der starke und allerdings leider so demagogische Wille Korfantys gewesen wäre. Unter diesem Bilde bringen wir General Pilsudski beim Feldgottesdienst in Kattowitz, mit sehr aufschlußreicher Siegergeste!
Die eben von der Kunstgießerei der Gleiwitzer Hütte gegossene Erinnerungsplakette ist 140 mm lang und 97 mm breit, sie ist auch für weniges Geld käuflich.
Fünf Druckstöcke sind uns liebenswürdigerweise vom Verein für das Deutschtum im Ausland, Wirtschaftsunternehmen G. m. b. H. Dresden-A zur Verfügung gestellt worden.

Zeittafel der oberschlesischen Volksabstimmung

7. 5. 1919 1. Entwurf des Friedensdiktates, demzufolge Oberschlesien ohne Volksbefragung an Polen abgetreten werden sollte.
Im Anschluß die großen deutschen Maikundgebungen
28. 6. 1919 Friedensvertrag von Versailles bestimmt die Volksabstimmung in Oberschlesien
19. 8. 1919 1. Polenputsch
10. 1. 1920 Das Hultschiner Ländchen geht an die Tschechoslowakei trotz freiwilliger Volksabstimmung, bei der sich 93,7% der Bevölkerung sich für das Verbleiben bei Deutschland erklärte, verloren.
31. 1.—10. 2. Die deutschen Truppen verlassen Oberschlesien
31. 1. 1920 1. Besatzungstag
11. 2. 1920 Eintreffen der J. K. in Oppeln
20. 2. 1920 Ausgabe der Plebiszitmarken
12. 3. 1920 Einführung der Legitimationskarte
20. 3. 1920 Ausbruch des 2. Polenputsches
3. 3. 1921 Verbot der festlichen Empfänge der Abstimmungsgäste
20. 3. 1921 Abstimmungstag
Gesamtergebnis: 709 348 Stimmen für Deutschland
479 747 Stimmen für Polen
also eine $^3/_5$ Mehrheit für Deutschland
2. 5. 1921 Ausbruch des III. Polenputsches
4. 5. 1921 Note der deutschen Regierung an die Regierungen in Paris, London und Rom mit der Forderung, den gesetzmäßigen Zustand wiederherzustellen
10. 5. 1921 Rücksprache des Zwölferausschusses bei Le Rond
12. 5. 1921 Bildung des deutschen Selbstschutzes
21. 5. 1921 Erstürmung des Annaberges
30. 5. 1921 Aufforderung der J. K. an General Höfer, die Entwaffnung und Auflösung des Selbstschutzes durchzuführen
31. 5. 1921 Entgegnung Höfers, erst bei Eintritt des Rechtzustandes in Oberschlesien der Forderung nachzukommen
4. 6. 1921 Ultimatum der J. K. an die deutsche Oberleitung, die siegreichen deutschen Selbstschutztruppen zurückzuziehen. Im Falle der Weigerung wurde gedroht, die deutschen Städte im Industriegebiet den Insurgenten zu übergeben
17. 6. 1921 Verordnung der J. K. zur Bildung der Gemeindewachen.
5. 7. 1921 Selbstschutz und Insurgenten räumen das Abstimmungsgebiet
20. 10. 1921 Entscheidung des Völkerbundes und der Botschafterkonferenz über die Teilung Oberschlesiens.
19. 6. 1922 Beginn der Räumung Oberschlesiens durch die J. K.
21. 6. 1922 Die ersten deutschen Truppen rücken ein (Kreuzburg)
9. 7. 1922 Abzug der letzten J. K.-Truppen (Oppeln)
10. 7. 1922 Einzug der deutschen Truppen in Oppeln.

G. F.

Alles lebendig, nichts vergessen!

Ein Wort zu der Fülle der Einsendungen von Alfred Nowinski

Die deutsche Presse brachte im Dezember 1930 eine Einladung zur Einsendung von Erlebnissen aus der Zeit der oberschlesischen Volksabstimmung. Daß eine hoch gehende Woge der Erinnerung alles erneut herbeibringen würde, was durch den Filter von zehn Jahren in alltagsüberdeckte Kanäle vertropft war, konnte erwartet werden. Wir wurden nicht enttäuscht. Bei der Schriftleitung gingen über 600 Beiträge ein. Diese große Zahl zwang den Redaktionsausschuß zu einer Auslese. Es ist von vornherein zu sagen, daß diese Auslese nicht unter dem Gesichtspunkt literarischer Geeignetheit geschah, denn die Darbietungen sollten, wie der Aufruf besonders hervorhob, äußerlich nur „in einer sprachlich gültigen Form erfolgen". Die schlichte und anspruchslose Erzählung war hier, weil es sich um Volksleben handelt, die geeignetste. Es zeigte sich auch, daß selbst die Federgewandten vom geflügelten Pegasus auf das einfache Rößlein gestiegen waren. Sie haben damit dem Ganzen zur Front der erwünschten Einfachheit verholfen, und damit wurde das Abstimmungs-Gedenkheft das, was es sein wollte: ein Dokument schmuckloser Erinnerung, das gerade so sein mußte und nicht anders sein durfte! Sämtliche eingesandten Beiträge waren unschwer in bestimmte Gruppen einzureihen. Beschrieben wurde die Zeit vor der Abstimmung, die Abstimmungszeit selbst, die Periode der Besatzung, die Schrecken der Aufstände und die unglückliche Teilung Oberschlesiens. So konnte ein Totaleindruck der Zeit vermittelt werden, die schlechthin als die Zeit der oberschlesischen Volksabstimmung zu bezeichnen ist. Daraus ergibt sich aber auch die notwendig gewordene Auswahl in der Richtung des Allgemeingültigen, des Hervorstechenden, des Markanten. So interessant an sich Darstellungen gleicher oder ähnlicher Erlebnisse, von verschiedenen Seiten gesehen und beurteilt, sind, mußte doch alles zur Seite bleiben, was irgendwie eine Wiederholung bedeutet hätte. Es ist erklärlich, daß in fast allen Beiträgen, welche die Zeit vor der Wahl darstellen, der polnischerseits geübte Terror den breitesten Raum einnimmt. Hier ist besonders an die Einsendungen aus den Kreisen Pleß und Rybnik gedacht. Der Redaktionausschuß hat hier wie bei der Beurteilung der Beiträge der andern Schilderungsgattungen oft schweren Herzens auf manche Einsendung für die Drucklegung verzichten müssen. Schwerer noch als bei der erstgenannten Sichtung war die Aussonderung der Erlebniserzählungen aus der eigentlichen Zeit der Abstimmung, der Tage um den 20. März 1921, denn es handelte sich hier allein um ungefähr 90 Beiträge. Der Empfang der Abstimmer auf der Vorstation Brieg und insbesondere auch in Neisse war mehrfach so hübsch geschildert, daß nur der Zwang der Beschränkung die Aufnahme hinderte. Dasselbe gilt für wirkungsvolle Schilderungen der Wahlbeeinflussungsversuche seitens der Polen und der Begeisterung der Jugend, die Tag und Nacht auf Bahnsteigen zubrachte, um die ermüdet ankommenden Abstimmer liebevoll zu betreuen. Die dritte Gattung der Beiträge, die sich mit den Besatzungstruppen beschäftigten, bot gleichfalls mancherlei Schwierigkeiten für die Auswahl. Waffensuchen bei den Deutschen wurde sehr oft behandelt. Auch die Unterstützung der Polen durch die Franzosen erfuhr eine scharfe Beleuchtung. Das Schlaglichtartige mußte naturgemäß das weniger Klare verdrängen. Am schwersten gestaltete sich die Durchforschung des umfangreichen Materials über die Aufstände, von denen der dritte Aufstand die bedeutendste Rolle spielt. Hier allein lagen nicht weniger als 350 Einsendungen vor. Fast durchweg ist das durch den Schutz der Franzosen ermöglichte schnelle Auflodern des dritten Aufstandes geschildert. Scharen von Arbeitern können nicht mehr flüchten. Gefangennehmung, Mißhandlung, Verschleppung nach dem berüchtigten

Lager Neuberun werden eindringlich beschrieben, so in Donnersmarckhütte, Bobrek, Dubenskogrube, Bleischarleygrube, Ruda und Domb. Viele worden gezwungen, in den Reihen der polnischen Horden mitzukämpfen. Deutsche Apo wird entwaffnet, verschleppt, gemartert, verstümmelt. Vielfach wiederholt sich auch die Anerkennung ehrlichen Verhaltens italienischer Abteilungen, die gegen die Insurgenten einen leider oft aussichtslosen Kampf führen, weil französische Hinterlist die italienische Hilfe zuschanden macht. In Nikolai haben die Italiener große Verluste. Deutsche Polizei verteidigt sich bis zur letzten Patrone, wie in Myslowitz und Schoppinitz. Immer wieder gellen in den Schilderungen die verzweifelten Schreie zerprügelter, verblutender Deutscher, die an Pfähle gebunden ihr Leben verhauchen, die in Viehwagen auf scharfem Dornengestrüpp in mangelhafter Kleidung sich in Schmerzen wälzen, die in feuchten Kellern bestialisch behandelt werden. Immer wieder das gleiche Unglaubliche! Manches Ehrenblatt für die braven Eisenbahner ist unter diesen 350 Einsendungen. Sie verweigern den Dienst unter einer französischerseits eingerichteten polnischen Regie. Es wird mehrfach geschildert, wie Kattowitz und Königshütte von den Insurgenten eingeschlossen und deutsche Bürger ermordet werden. Ein Überfall auf ein Flüchtlingslager findet eine Reihe Erzähler. Tarnowitz und Rosenberg werden von den Franzosen verlassen, um den Insurgenten Platz zu machen. Die Plünderung von Kandrzin erfährt eine oftmalige Beschreibung. Erschütternd sind die wiederholten Darstellungen der tierischen Behandlung Deutscher auf den Prügelstationen, die eine traurige Organisation fanatischer Wüstlinge darstellen. Die außer den Beiträgen eingeschickten Bilder reden ebenfalls eine beredte Sprache. Gegen 300 Photographien lagen vor. Auch hier konnte nur eine Auswahl geboten werden. Fest steht nun dieses: Was unveröffentlicht bleiben mußte, hat doch seine große Bedeutung! Für wen? Zunächst für den Einsender selbst. Es ist unbedingt wertvoll, Erlebnisse einmal formuliert zu haben. Die Niederschrift zwingt zu klarerer Gestaltung als die mündliche Erzählung. Sie ist zeugnishafter und beweiskräftiger, weil sie überlegter darstellt, als dies naturgemäß in der Unterhaltung geschieht. Damit ist gleichzeitig gesagt, daß die Niederschrift des Erlebnisses archivartigen Charakter trägt. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß einmal alle Einsender, die zunächst ihre Beiträge zurückerhielten, damit sie diese anläßlich der 10. Wiederkehr des Abstimmungstages anderweitig verwenden können, gebeten werden, die Arbeiten erneut einzusenden. Die Schriftleitung der Monatsschrift „Der Oberschlesier" hat sämtliche Eingänge in ein genaues Verzeichnis gebracht, aus dem Titel der Beiträge und Namen nebst Anschrift der Verfasser zu ersehen sind. So ergibt sich außer der Bedeutung der schriftlichen Darstellung der Erlebnisse für die Verfasser selbst die zweite und wichtigere: Die Bedeutung für die Provinz Oberschlesien. Es gilt das hier Gesagte auch für die eingesandten Broschüren und Bilder. Es wird eine Zeit kommen, in der das Zeugnis des Erlebnisses noch eindringlicher wirken wird, als das heute schon der Fall ist. Die unermüdliche Arbeit, die der Erkämpfung unseres oberschlesischen Rechts gilt, ist noch lange nicht zu Ende. Wir dürfen nur nicht rasten, wir müssen eins zum andern legen, langsam, sicher. Wucht ist die sorgsame Schichtung des Kleinen und Kleinsten. Und deshalb muß alles lebendig bleiben, nichts darf vergessen werden. Helfen wir also weiter, jeder an seinem Platz, jeder mit seinem Können, dann wird auch Gott uns helfen!

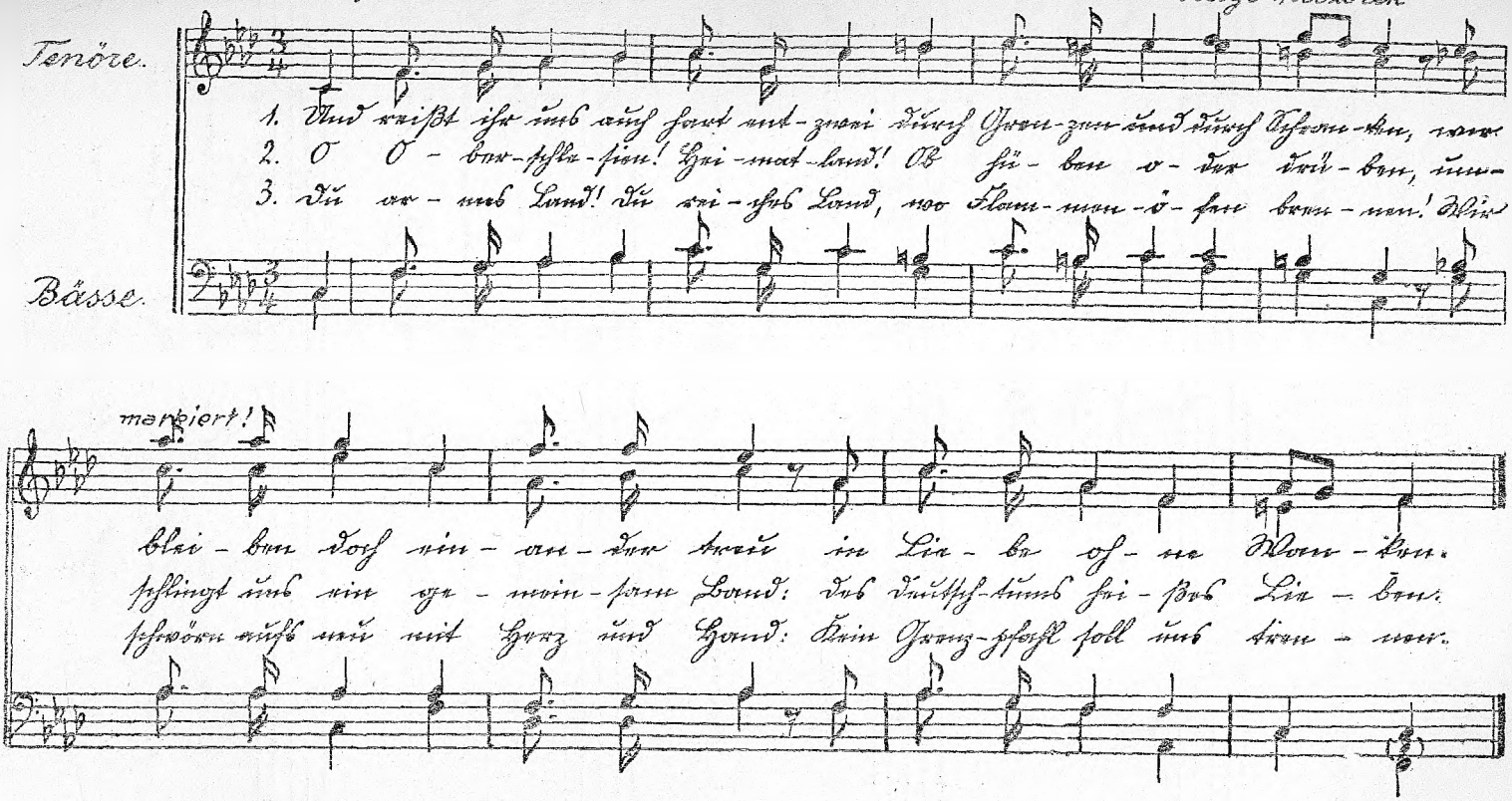
Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Sczodrok in Oppeln, Eichendorffstr. 14, zu richten.

Schwur.

Benno Hein-Beuthen.

Behende und fest!

Hugo Kieczorek



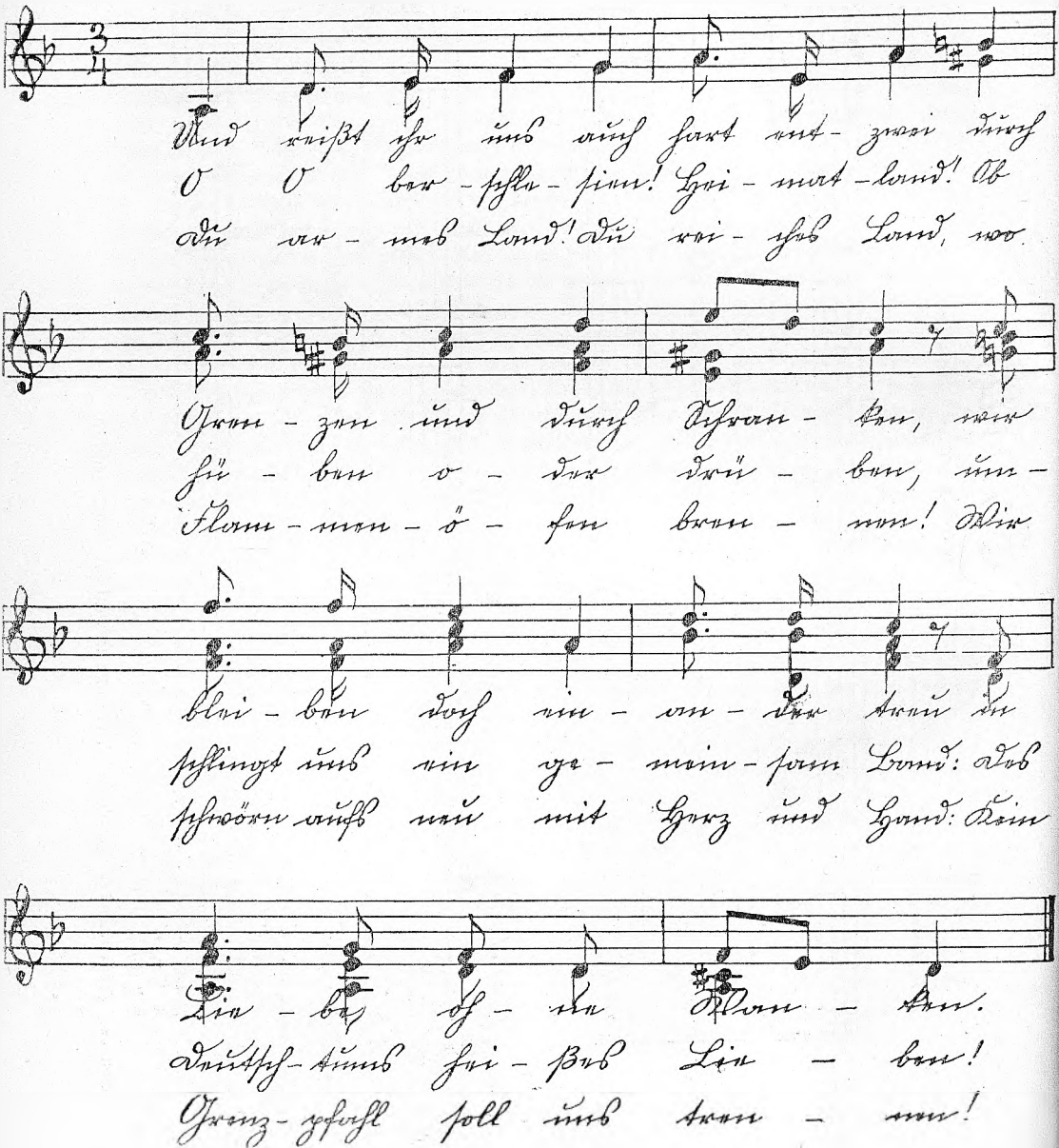
Von der Pressestelle der Provinzialverwaltung in Ratibor herausgegeben.

Schwur

(Benno Hein - Beuthen)

Für dreistimmigen Kinderchor.

Hugo Wieczorek
(Chorrektor in Ratibor-Altendorf)



Altheide — Bad

Der unweit der alten Festungsstadt Glatz am Ausgange des wildromantischen Höllentals gelegene Luftkurort Altheide-Bad hat als Herzheilbad keine große geschichtliche Vergangenheit. Ist das Bad als solches doch erst vor 100 Jahren entstanden, aber die Tatsache, daß es in dieser verhältnismäßig kurzen Zeit zu einem der bedeutendsten Herzheilbäder Deutschlands geworden ist, beweist seine große Heilwirkung. Die Entwickelung dieses naturschönen Bades hat, wie jeder ständige Besucher von Jahr zu Jahr feststellen konnte, einen immer erfreulicheren Aufschwung genommen. Trotz der schweren Notlage ist es der Badeverwaltung gelungen, das Bad und seine Einrichtungen immer besser auszubauen und zu vervollkommnen, so daß es heute schon nicht nur in Deutschland, sondern auch weit über die Reichsgrenzen hinaus als eines der besteingerichteten und heilkräftigsten Bäder gilt.

Die vorzüglichen Erfahrungen, die die Herzkranken gerade mit Bad Altheide gemacht haben, führen nun dazu, daß das Bad auch für Winterkuren in Anspruch genommen wird. Infolge seiner windgeschützten Lage, freundlich eingebettet in waldige Höhen, ist es geradezu ein idealer Kurort für Herz- und Nervenkranke.

Aber die Zukunftsaussichten sind noch in anderer Beziehung überaus günstig. Die Natur hilft mit das Blühen von Bad Altheide zu fördern. Ein unerwartetes Geschenk wurde dem Bade zuteil:

Neue kohlensäurereiche Wasseradern sind entdeckt worden

Im Laufe der Zeit war die Neufassung der Quellen des großen Sprudels von Bad Altheide notwendig geworden. Bei Durchführung dieser Fassungsarbeiten stieß man unerwarteter Weise auf neue kohlensäurereiche Wasseradern, die mit ungeheurem natürlichem Druck zutage treten.

Die außergewöhnlichen und ganz überraschend gekommenen Ergebnisse der Quellen-Neufassungsarbeiten veranlaßten die Altheide A. G. für Kur- und Badebetrieb nunmehr trotz der schlechten Wirtschaftslage das vorgesehene Bauprogramm beschleunigt auszuführen. Dieses Bauprogramm ist in seinem ersten Abschnitt bereits im vergangenen Jahre durchgeführt worden. Es brachte im Anschluß an das Große Kurhaus die neuen Bäder- und Ruheräume.

Der zweite Banabschnitt wird nunmehr schon mit Beendigung der diesjährigen Sommersaison in Angriff genommen werden. Er sieht in der Hauptsache anschließend an die Bauten des ersten Abschnittes den Bau eines großen Hallenschwimmbades vor, während der dritte und letzte Banabschnitt die Erweiterung der Gesellschafts- und Wirtschaftsräume bringen wird. Die oberen Stockwerke sollen dabei als Hotelzimmer mit Privatsprudelbädern ausgestattet werden. Auch wird die Südseite auf dem Dach ein modernes Freiluftbad bringen.

Für den gesamten deutschen Osten, besonders aber für unser Schlesierland, bedeutet der weitere Ausbau des Bades Altheide und der entdeckte neue Quellenreichtum einen weiteren Schritt vorwärts in der wirtschaftlichen Entwickelung, aber auch einen neuen Anlaß, gerade die schlesischen Bäder und Bad Altheide zu besuchen, um so mehr, als gerade diese weiteren Ausbauten und die wirtschaftliche Fortentwickelung des Bades Altheide im Sinne des erst vor wenigen Wochen verstorbenen Ehrenbürgers von Altheide-Bad, Geheimrats Haase-Breslau, liegen, der immer bestrebt war, Altheide zum führenden Herzheilbade des deutschen Ostens werden zu lassen.

Altheide-Bad, den 5. März 1931.

Der Gemeindevorstand. **Spak**, Bürgermeister a. D.

Tuberkulose durch Rohkost heilbar!

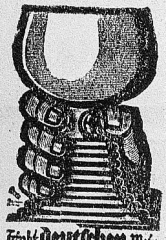
das ist wohl die schönste Heilsbotschaft unserer Zeit, die wir namhaften Forschern wie Prof. Sauerbruch Dr. Gerson und anderen Reformärzten verdanken! Darüber hinaus aber muß heute Jeder wissen, daß **rohe Pflanzen und Gemüse** bzw. ihre Säfte nicht nur bei Tuberkulose, sondern auch bei den meisten anderen Krankheiten hervorragende heilende Wirkungen ausüben! Ferner sollte Jeder wissen, **welche Rohpflanzen** nun bei den verschiedenen Leiden mit Erfolg zur Anwendung gebracht werden.
Die beste Auskunft auf diese vitale Frage gibt Ihnen die Schrift von Dr. Hans Hansen:

Trinke und genese durch Pflanzenrohsäfte!

Praktische Winke zur Gesund- und Jung-Erhaltung durch flüssige Heilkräuter und Gemüse. Dieses wichtige Buch gebe ich an jeden Besucher meines Reformhauses **vollkommen kostenlos** ab.
Über alle Fragen der Diätetik, der neuzeitlichen Ernährung und Küchenführung, gebe ich jederzeit gern unverbindlich und kostenlos Auskunft!

Erstes Oppelner V. D. R. Reform-Haus (Neuform)
Walter Heinz, Oppeln O/S. / Vogtstr. 48/50 / Fernsprecher 2826

Wein-Großhaus Gebrüder Prüfer Oppeln



Älteste Wein-Brennerei Oberschlesiens

Tel. 2350 gegr. 1873
G. m. b. H.

Sehenswerte Etagenkellereien mit über 500 Sorten und mehreren 100 000 Flaschen Lagerbestand bestgepflegter Weine

Waggonweiser Einkauf b. Winzer

Hermann Muschner Oppeln

Buch u. Musikalienhandlung

Gegr. 1964 Fernsprecher 2061

Großes Lager von Büchern aus allen Wissenschaften

Ansichts - Sendungen ohne Kaufzwang

Vertreter des Norddeutschen Lloyd in Bremen

Strauch & Schmidt

Neisse - Neuland

Zentralheizungen



Auch in Gleiwitz
Telefunken-Sender
darum verwendet nur



TELEFUNKEN-

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,
Kondensatoren, Körting-Transformatoren
überall erhältlich

Telefunken-Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.

BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.
Fernruf: 37089 und 32945.

Reklame-

Klischees in allen Techniken,
Entwürfe, Photographien fertigt

Schönhals

Klischeefabrik Breslau 1
Reuscheestr. 51, Telefon 56844

HANSABANK OBERSCHLESIEN

AKTIENGESELLSCHAFT BEUTHEN O/S.

ZWEIGSTELLEN

GLEIWITZ
HINDENBURG
KREUZBURG
OPPELN
ROSENBERG

DEPOSITENKASSEN

LANDSBERG
MIKULTSCHÜTZ
PITSCHEN

AUSFÜHRUNG

SÄMTL. BANKMÄSSIGEN GESCHÄFTE
ZU VORTEILHAFTEN BEDINGUNGEN

DROGENHAUS ADOLF SCHREIER

GROSS STREHLITZ OBERSCHL.

GEGRÜNDET 1878

ERSTE UND GRÖSSTE FACHDROGERIE
PARFÜMERIE UND PHOTOHANDLUNG

En gros — SCHLIESSFACH 49

POSTSCHECKKONTO
BRESLAU 14982

En detail — TELEFON 109

DROGEN
ÖLE
FARBEN
LACKE

TECHNISCHE ARTIKEL
FÜR INDUSTRIE
UND LANDWIRTSCHAFT

CHEMIKALIEN
VERBANDSMITTEL
PARFÜMERIEN
PHOTO-BEDARF

SPEZIALITÄT: FUSSBODENÖLE

Prächtige Festgeschenke!

Die heilige Anna. Ihre Verehrung in Geschichte, Kunst und Volkstum. Von Pater Dr. Beda Kleinschmidt O. F. M.

480 Seiten. Mit 20 Bildtafeln und 339 Textabbildungen. Ganzleinenband RM. 28.—

Welche Unsumme von Arbeit, welche Mühen und Entbehrungen der rastlose Verfasser auf sich genommen hat, ist kaum zu ermessen. Es ist ein Triumph der deutschen Wissenschaft und Gründlichkeit. Aber auch der Verlag hat kein Opfer gescheut, um dem glänzenden Werk ein entsprechendes Gewand zu geben. „Der Volksfreund".

Eine Kunstreise auf dem Rhein. Von Mainz bis zur holländischen Grenze.

Von Dr. Richard Klapheck. Zwei Bände zus. RM. 26.—, jed. Einzelbd. RM. 14.—

Das Buch stellt eine einzigartige Veröffentlichung dar, wie man sie oft vermißte und dringend wünschte. Auch der genaue Kenner der Denkmäler ist überrascht, was alles sich ihm hier bietet. Der Preis ist so niedrig gehalten, daß sich weite Kreise unschwer das wundervolle Werk anschaffen können. „Deutsche Reichszeitung".

Antonius von Padua. Von Pater Dr. Beda Kleinschmidt O. F. M. Ca. 400 Seiten Text und 250 Abbildungen.

Ganzleinenband ca. RM. 20.—

Am 13. Juni 1931 ist das 700jährige Jubiläum des hl. Antonius. Den vielen Verehrern des großen Wunderäters von Padua, insbesondere den Trägern seines Namens, wird dieses Festgeschenk gewiß sehr willkommen sein. (Das Buch erscheint Ostern 1931.)

VERLAG L. SCHWANN, DÜSSELDORF

Charlottenstraße Nr. 80—86

Ca. 8000 neue

Kaffee-Säcke

aus starkem Gerstenkorn-Handtuchstoff, unzerschnitten, ungenäht, ungebraucht, weiß mit rotem Rand, ganz billig. Jeder Kaffeesack enthält 2 gute waschechte

Handtücher

Preis per Sack 68 Pfg.

1 Sack = 2 Handtücher

Abgabe nicht unter 10 Stck., bei 30 Stck. franko. Versand per Nachnahme ohne Zwischenhandel, direkt an Private.

Geld zurück bei Nichtgefallen!

Herbert Scharrelmann

Bremen, Mathildenstr. 99

An allen Plätzen Kaffee-Vertreter gesucht

Guter Verdienst!

Preisabbau!

Billige Hauswäsche!

Ca. 7000 neue, weiße

Mehlsackstoffe

Größe 1,12 qm, 140 cm breit

statt 89 Pfg.

jetzt 84 „

weil ungebl. geliefert. Diese sind fehlerfrei, ungenäht, ohne Schrift und Farbaufdruck und eignen sich vorzüglich für Leib- und Hauswäsche, Laken, Vorhänge usw. Versand direkt an Private nicht unter 10 Stück. 30 Stück unzerschnitten in einer Länge, franko Nachnahme.

Gute Qualität! Garantie Rücknahme!

Herbert Scharrelmann

Bremen, Mathildenstr. 99

Alfons Hayduk und Anton Hellmann

„Der Heilige Berg"

Ein St. Annabergbüchlein

Preis in farbigem Umschlag nur 90 Pf.

Aus dem Inhalt: *Heiligtum des Volkes — Wallfahrt — Ein Wallfahrtstag auf dem Annaberg — Sank Annen-Legende — Über die Ströme der Zeit — Die Historie vom Annaberge — Heldengräber am St. Annaberge — Wie kamen die braunen Brüder auf den Annaberg? — Mariensegen — Der Einsiedler vom Annaberg — Hochwürden trägt Steine — Der Spuk auf dem Annaberge — Das schlafende Heer — Du heiliger Berg*

Diese Schrift sollte in keinem oberschlesischen Hause fehlen.

Die „Kreuzburger Nachrichten" schreiben: „Zwei Berufene, der bekannte Heimatdichter Alfons Hayduk und Anton Hellmann, der als vorzüglichster Kenner des Annaberges gilt, haben das Büchlein geschrieben, dessen gelungene Beiträge in Vers und Prosa ein vielfarbiges Mosaik des Heiligen Berges ergeben. Historie und Sage, fromme Legende und Spuk, zarte Stimmungen, belehrende Schilderung, heimatseliges Dichterlob — dies alles umrankt dornröschenschön den romantisch-verträumten Gipfel und will den Leser mitschwingen machen wie der helle Sonntagsmorgenklang der Klosterglocken, die weithin übers oberschlesische Land tönen. Solch ein heimatverbundenes Büchlein bedarf wirklich keiner besonderen Empfehlung. Es gehört in jedes lesefrohe Haus, in jede Schule, in jede Bibliothek, denn es ist ein rechtes Volksbüchlein, das jeden beschenkt mit dem Segen des Heimatberges, sei er jung oder alt, arm oder reich.

Priebatsch's Buchhandlung, Oppeln u. Breslau.

Allein echter

Jerusalemer Balsam



nach dem Originalrezept
von Einsiedler
Johannes Treutler
am Spittelberge
bei Glatz in Schlesien

vorzüglich bewährt bei Magen- und Darmleiden

Ges. gesch. u. Nr. 12676

Fabrikation:
Dr. R. Schittny

Mohren-Apotheke
Glatz, Ring No. 13

Möbel
in großstädtischer Auswahl

Möbel
von erstklassiger Qualität

Möbel
zu denkbar niedrig. Preisen

bei der ältesten
bodenständigen Spezialfirma

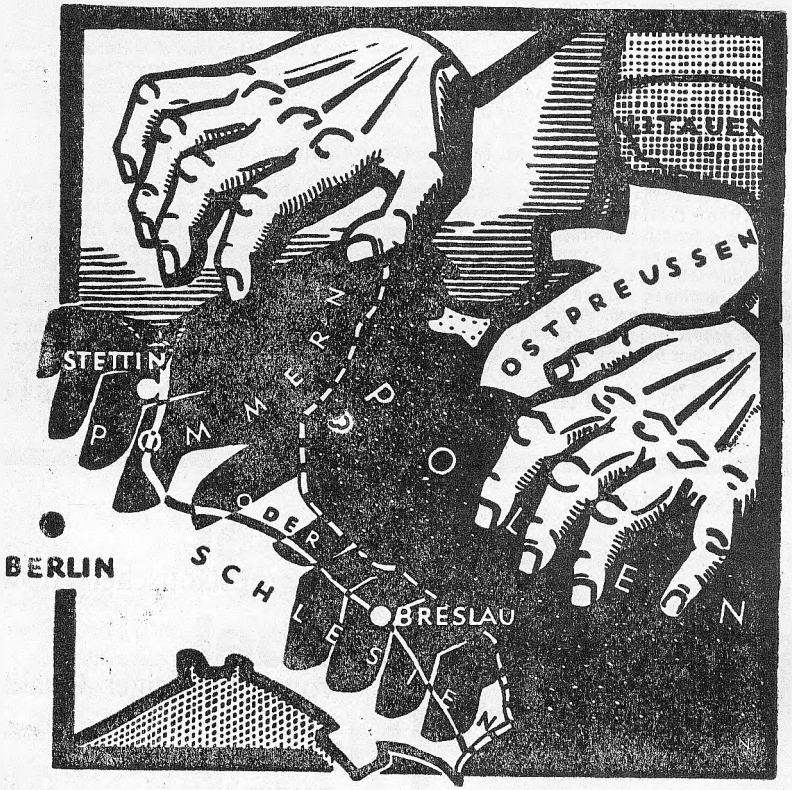
Möbelfabrik

FEDOR EHL

Oppeln, Nikolaistrasse 36

gegenüber der kath. Kreuzkirche

POLEN WILL DIE ODER



Kennt Ihr die Gefahr? den Gegner?
Helfen Proteste? Notenwechsel?
Demonstrationen?

Nein! Nur unerbittliche Erkenntnis und Schaffung einer klaren deutschen

OSTPOLITIK

Dies ist unser Weg und Ziel!

Lest: „Volk und Reich",
Politische Monatshefte, Berlin W 30, Motzstr. 22

Inhalt / März

Vom Werden und dem Sinn dieser Blätter 123
Leo Rinke, Es lag — — — 124
W. K., Protest! Die deutsche Heerschau der 25 000 124
Kurt Rother, Der erste Aufstand 125
G. K., Die deutschen Truppen rücken ab 127

Hilde Jellen, General de Brantes zieht ein 128
A. Kosian, Die Sprache der Toten 130
Dombrowski, Die Versprechungen der polnischen Propaganda 133
P. Patermann, Die Arbeiterschaft demonstriert gegen die französischen Unterdrücker 135
Dora Zeising, Opfertag für die Abstimmungsreisenden 136
Johannes Lux, Um Mitternacht auf dem Bahnhof 137
Johannes Lux, Die letzte Fahrt 138
Wolfgang Wallisfurth, Der D-Zug-Junge 139
Alfons Hayduk, Wallfahrt zur Heimat 142
Lia Glaubitz, Babette 145

P. Bartoschek, Jungen im Putsch 146
E. Prchalla, Die grausige Karmittwochnacht des Jahres 1921 in Karf O/S. 147
A. Bomba, Schutzlos 152
Robert Kurpiun, Der Sturm auf die Stadt Tarnowitz am 6. Juni 1921 154
Paduch, Aus einem Tagebuche 159
F. W., Stallarrest! 163
F. W., Pierona, da ging ja noch ... 164
Josef Koczorek, Kurzer Filmstreifen 166
A. Willkofer, Ein deutscher Knabe stirbt für Oberschlesien 167
Paul Brieger, Nachtangriff 169
Paul Brieger, Der Sturm auf den Annaberg 172
J. Malkusch, Im Internierтenlager Biassowitz 175
G. Leichter, Schreckenstage in Kandrzin aus den Zeiten des Maiaufstandes 1921 177
Maria Lowack, In den Händen der Insurgenten 182
Ein deutscher Held wird begraben (aus dem Buch „Der Selbstschutzkampf um Beuthen" von Pisarski) 184
L., Das Notgeld der Gemeinde Przyschetz, Kr. Oppeln 186

Wegener, Wieder vereint mit dem Vaterlande 188
Gertrud Grabowski †, Frisch auf! 191

Zu den Bildern 191
G. F., Zeittafel der oberschlesischen Volskabstimmung 192
Alfred Nowinski, Alles lebendig, nichts vergessen! 193

Notenbeilage: „Oberschles. Schwur", Gedicht von Benno Hein, vertont von Hugo Wieczorek (für Männerchor und für dreistimmigen Kinderchor).